



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

„Interkulturelle Kommunikation im Migranten-Millieu im
Bezug auf die Mediennutzung“

Verfasserin

Mitra Kouhkiloui Babarahmati, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil)

Wien, im Mai 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
------------------	---

Teil 1

I. Kommunikation als Grundlage menschlicher Existenz	3
---	----------

I.I. Der Kommunikationsbegriff.....	3
-------------------------------------	---

I.I.II. Kommunikation als soziales Verhalten und Handeln	3
--	---

I.I.II. Kommunikation als soziale Interaktion	5
---	---

I.I.III. Menschliche Kommunikation als symbolisch vermittelte Interaktion	6
---	---

I.II. Sprache	11
---------------------	----

I.II.I. Sprache als Voraussetzung menschlicher Entwicklung.....	14
---	----

II. Mensch und Gesellschaft	18
--	-----------

II.I. Der Mensch, ein Kulturwesen	22
---	----

II.I.I. Strukturmerkmale von Kulturen	25
---	----

II.II. Sozialisation	38
----------------------------	----

II.III. Gemeinschaft und Gesellschaft	42
---	----

II.IV. Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung	43
--	----

II.V. ELIAS'sche Gesellschaft der Individuen.....	46
---	----

II.V.I. Figurationswandel und Machtbalancen	46
---	----

II.V.II. Etablierten-Außenseiter-Figurationen	50
---	----

II.V.III. Wir-Ich-Balancen.....	53
---------------------------------	----

III. Migration und Integration	55
---	-----------

III.I. Migration.....	55
-----------------------	----

III.II. Integration.....	58
--------------------------	----

III.III. Heimat und Identität	62
-------------------------------------	----

III.III.I. Shifting-Identity	64
------------------------------------	----

IV. Medien und Interkulturalität.....	65
--	-----------

IV.I. Mediale Integration	66
---------------------------------	----

Teil 2

I. Methode	69
I.I. Problemzentriertes Interview	69
I.II. Aufbereitungsverfahren / Wörtliche Transkription	71
I.III. Auswertungsverfahren / Qualitative Inhaltsanalyse.....	71
 II. Die Einzelinterviews	 72
II.I. Leitfadenfragebogen.....	74
 III. Auswertungen.....	 75
III.I. Erfahrungen als MigrantIn in Österreich	75
III.I.I. Analyse nach Kategorien	80
 III.II. Bestimmung des Migrations-Typs.....	 82
III.II.I. Analyse nach Kategorien.....	93
 III.III. Einstellungen gegenüber anderen Migrations-Typen.....	 95
III.III.I. Analyse nach Kategorien	101
 III.IV. Mediennutzung.....	 103
III.IV.I. Analyse nach Kategorien	106
 III.V. Allgemeine Einstellung/Meinung zum Thema „Migration und Integration“.....	 107
III.V.I. Analyse nach Kategorien	110
 IV. Fazit	 112
 V. Literaturverzeichnis	 115
 VI. Abbildungsverzeichnis.....	 118
 VII. Anhang.....	 119
Zusammenfassung	119
Lebenslauf	120

Einleitung

Mit 1. Jänner 2010 leben 213.000 Deutsche, 207.000 Migranten aus Serbien, Montenegro und dem Kosovo, 183.000 Menschen türkischer Herkunft gefolgt von rund 130.000 Menschen aus Bosnien/Herzegowina in Österreich. Mit rund 70.000 Personen belegt die kroatische Bevölkerungsguppe den fünften Platz. Weiters folgen Zuwanderer aus Rumänien (63.000), Polen (59.000), der Tschechischen Republik (46.000), Ungarn (30.000) und Italien (29.000). Weitere Herkunftsländer aus Europa waren die Russische Föderation (27.000), die Slowakei (25.000), Mazedonien (22.000), Slowenien (17.000) und die Schweiz (15.000). Daneben stellen Personen aus China, Ägypten, dem Iran, den Philippinen, Indien und den Vereinigten Staaten von Amerika die größten Gruppen (ca. 10.000 bis 15.000 Angehörige) außerhalb Europas dar.

Anfang 2010 lag der Bestand der ausländischen Wohnbevölkerung in Österreich bei 895.000 Personen, das sind ca. 10,7 % der Bevölkerung. Rund 1,468 Millionen Personen mit Migrationshintergrund waren es im Durchschnitt des Jahres 2009. Das entspricht 17,8 % der Gesamtbevölkerung. Davon gehören rund 1,082 Millionen der ersten Generation an, da sie selbst im Ausland geboren wurden und nach Österreich zugewandert sind. Die verbleibenden 385.000 Personen sind in Österreich geboren und Nachkommen von Eltern mit ausländischem Geburtsort und werden als zweite Generation bezeichnet¹.

Mit den oben genannten Zahlen wird deutlich, dass Österreich sich zu einer multikulturellen Nation entwickelt hat, in der viele verschiedene Kulturen miteinander, oder im negativen Sinn, nebeneinander leben. Spricht man von einem „Miteinander“, so setzt man eine gelungene Integration in einer Gesellschaft voraus – doch wovon ist diese abhängig? Ist es die vollkommene Assimilation auf allen Ebenen mit Aufgabe oder überspitzt gesagt, Verleugnung der „eigenen Werte und Traditionen“ oder kommt es vermehrt zu „kulturellen Mischformen“, die sowohl ihre eigenen Werte mit den „neuen“ vereinbaren können? Diese beiden Typen von Migranten bzw. Personen mit Migrationshintergrund sind in jeder Gesellschaftsform anzutreffen, doch was ist mit all jenen, die sich nicht „anpassen“ wollen/können? Aus diesem Kontext heraus ergibt sich ein weiterer Migranten-Typ: Die ethnisch-puristischen Personen, die nur ihren eigenen Werten treu bleiben, angefangen bei den Traditionen bis hin zu den

¹ Quelle: <http://www.bka.gv.at/site/7216/default.aspx> [eingesehen am 11.02.2011]

sozialen Beziehungen, die sie „nur untereinander“ eingehen. Nicht nur aufgrund des eigenen Migrationshintergrundes der Autorin, sondern auch aufgrund der Tatsache in einer multikulturellen Welt zu leben, liegt das Hauptinteresse dieser Arbeit bei den verschiedenen Migrations-Typen:

Worin genau unterscheiden sich diese Migrations-Typen? Warum kommt es zu multikulturellen Vergemeinschaftungen bzw. worin unterscheiden sich diese „Migranten“ von den anderen?

Die folgende Arbeit besteht aus einem theoretischen und einem empirischen Teil. Teil I beschäftigt sich mit dem bisherigen Forschungsstand und besteht aus vier Themenblöcken:

1. Kommunikation als Grundlage menschlicher Existenz
2. Mensch und Gesellschaft
3. Migration und Integration
4. Medien und Interkulturalität

Zu Beginn der Arbeit setzt sich die Autorin mit dem Kommunikationsbegriff auseinander, welcher unter anderem ein zentrales Element dieser Arbeit ist. Nur Kommunikation ermöglicht Menschen ein „miteinander“ und somit ist das zweite Kapitel dem Menschen und der Gesellschaft gewidmet. Dabei wird der Mensch als ein Kulturwesen betrachtet, der erst durch seine „zweite soziokulturelle Geburt“ zum Menschen wird. An dieser Stelle werden neben Gemeinschafts- und Gesellschaftstheorien sowie Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungstheorien, die ELIAS'sche Gesellschaft der Individuen beschrieben, welche erste Ansätze für die Migrationsforschung enthält. Im dritten Kapitel werden verschiedene Migrations- und Integrationstheorien angeführt und abschließend wird im letzten theoretischen Kapitel auf die Bedeutung der Medien für den Integrationsprozess eingegangen. Der zweite Teil dieser Arbeit beschäftigt sich mit der Empirie. Nach einer kurzen Methodenbeschreibung wird der Leitfadenfragebogen vorgestellt. Anschließend folgt jeweils eine kurze Zusammenfassung der Antworten der Interviewpartner sowie die daraus resultierenden Interpretationen der Autorin.

Den Abschluss dieser Arbeit bildet die Beantwortung der oben genannten Forschungsfragen in Bezugnahme auf die Theorie des ersten Teils.

Es sei zuletzt darauf hingewiesen, dass im theoretischen Teil alle Begriffe wie etwa „Migranten“ eine geschlechtsneutrale Bedeutung haben. Auf die Verwendung des so genannten „Binnen-I“ wurde aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet.

Teil 1
Theorie

I. Kommunikation als Grundlage menschlicher Existenz

I.I. Der Kommunikationsbegriff

Anfangs wird versucht eine grundlegende Bestimmung des Kommunikationsbegriffes zu geben, wobei hier die humanspezifischen Qualitäten des Prozesses und das dazuführende Verständnis der Kommunikationswissenschaft wesentlich erscheinen. Ganz allgemein kann man „Kommunikation“ laut MALETZKE als „Bedeutungsvermittlung zwischen Lebewesen“ begreifen (Maletzke 1963 : 18). Somit werden alle kommunikativen Vorgänge ausgeklammert, die zwischen „Nicht-Lebewesen“ ablaufen und stellen somit die sozialen Kommunikationsprozesse in den Vordergrund des Interesses (vgl. Burkart 2002 : 20).

I.I.II. Kommunikation als soziales Verhalten und Handeln

Unter „Verhalten“ wird jede Regung eines Organismus bezeichnet. Dazu zählen nicht nur rein motorische Bewegungsabläufe sondern auch die Aktivitäten des Zentralnervensystems. Beim Menschen sind das hauptsächlich von „Gehirn und Rückenmark gesteuerte nervöse Prozesse des Wahrnehmens, Fühlens und Denkens“ (vgl. Klima 1975 : 724ff). Wenn sich Lebewesen im Hinblick aufeinander verhalten, spricht man von „sozialem Verhalten“. Lebewesen (Menschen und Tiere) verhalten sich sozial, wenn ihr Verhalten Reaktionen bei anderen Lebewesen auslöst bzw. beeinflusst (vgl. Klima 1975 : 726 ff). Als „sozial“ gelten daher Verhaltensabläufe im Rahmen derer Lebewesen miteinander agieren (z.B. das gemeinsame Abwehren eines Feindes), sowie auch solche, die gegeneinander gerichtet sind (z.B. das Einander-Bekämpfen). Entscheidend für den sozialen Charakter von Verhaltensweisen ist der Umstand, dass sie aufeinander bezogen sind (vgl. Burkart 2002 : 21ff). Nicht nur das soziale Verhalten, sondern überhaupt Verhalten scheint sich als „kommunikativ“ zu erweisen. Vor allem WATZLAWICK (1969 : 23ff) vertritt diese Ansicht und setzt überhaupt den Begriff der „Kommunikation“ mit dem des „Verhaltens“ gleich. Da man nach dieser Ansicht sich „nicht nicht verhalten kann“, kam es zur Formulierung des vielzitierten Axioms „Man kann nicht nicht kommunizieren“ (Watzlawick et al. 1969 : 53).

Im Gegensatz dazu wird davon ausgegangen, dass Menschen sehr wohl willentlich „Kommunikation“ aufnehmen bzw. abbrechen. Vor allem menschliches Verhalten kann bewusst und zielgerichtet ablaufen. Das heißt, dass Menschen sich in ihrem Verhalten ausdrücklich auf etwas beziehen bzw. etwas bewusst anstreben können (vgl. Graumann 1966 : 115ff). Der Mensch kann sich also nicht nur verhalten, er kann auch „handeln“. Dann ist es ein „Spezialfall“ von „Verhalten“ und beschreibt eben das intentionale Verhalten, welches „bewusst oder absichtsvoll auf ein Ziel hin ausgerichtet ist“ (Lenk 1978 : 281). In diesem Sinn wird auch ein

„bewusstes“ Unterlassen oder Dulden einer Aktion als menschliches Handeln betrachtet (vgl. Weber 1964 : 3ff). So werden aus dem Gesamtkomplex menschlicher Verhaltensweisen bestimmte Teile herausgegriffen und der intentionale Charakter des menschlichen Tuns hervorgehoben. Der Handlungsbegriff misst den menschlichen Handlungen „subjektiven Sinn“ bei. Sobald Handeln sich auch noch an andere Menschen orientiert, spricht man von sozialem Handeln (vgl. Burkart 2002 : 23ff). Ein Mensch der kommuniziert tut das im Hinblick auf mindestens einen anderen Menschen. Somit ist sein Handeln „sozial“. Wie für menschliches Handeln im allgemeinen, so wird auch hier beim sozialen Handeln der intentionale Charakter hervorgehoben. Unter diesem Aspekt der möglichen Ziele gelangt man zu folgender Differenzierung: Jeder Mensch, der kommunikativ handelt verfolgt zunächst ein allgemeines Ziel, den Mitteilungs-Charakter seiner Handlung zu verwirklichen. Somit verfolgt er ein „konstantes Ziel“ jeder kommunikativen Handlung – er will Verständigung zwischen den Kommunikations-Partnern herstellen. Dieses Ziel kann erst dann erreicht werden, wenn die Kommunikations-Partner die jeweils gemeinten Bedeutungen auch tatsächlich miteinander teilen. Daraus ergibt sich ein spezielles Ziel: Es wird eine kommunikative Handlung aus einem speziellen Interesse heraus gesetzt (vgl. Burkart 2002 : 25ff).

In folgender Grafik wird das „kommunikative Handeln“ veranschaulicht:

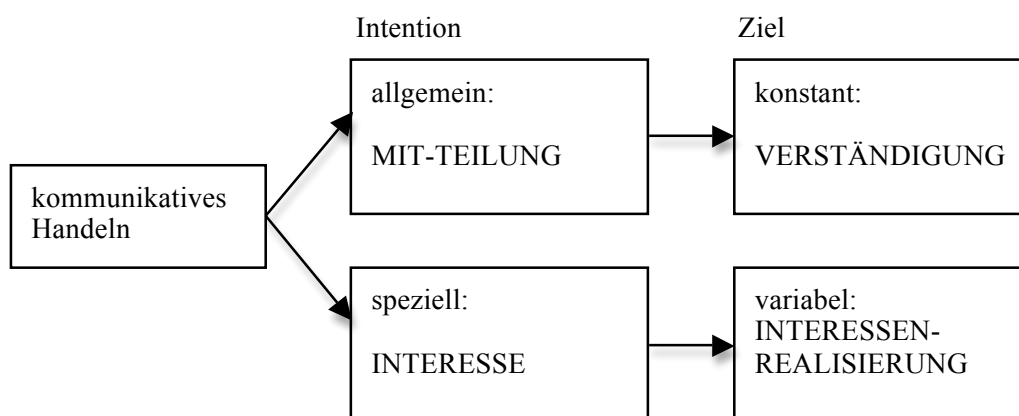


Abb. 1: Die Intentionalität kommunikativen Handelns (Burkart 2002 : 27)

Die allgemeine Intention des kommunikativen Handelns ist jemandem etwas mitteilen zu wollen und muss in verständlicher Weise geschehen. Die spezielle Intention gibt Auskunft darüber, warum eine bestimmte kommunikative Handlung überhaupt gesetzt wird. Diese Kommunikations-Interessen sind der Grund jeglicher Kommunikationsversuche (vgl. Burkart 2002 : 27ff).

I.I.II. Kommunikation als soziale Interaktion

Wie oben schon beschrieben ist Kommunikation ein Prozess der Bedeutungsvermittlung zwischen Lebewesen. Dabei handelt es sich um einen dynamischen Vorgang, der zwischen Lebewesen abläuft. Damit Kommunikation stattfinden kann, ist wenn mindestens zwei Lebewesen zueinander in Beziehung treten, dass sie „interagieren“.

Unter Interaktion versteht man Prozesse der Wechselbeziehung bzw. –wirkung. Daher weist „soziale Interaktion“ auf ein wechselseitiges Geschehen zwischen zwei oder mehreren Lebewesen hin (vgl. Burkart 2002 : 30ff).

„Menschliche Kommunikation ist also erst dann möglich, wenn (mindestens zwei) Menschen ihre kommunikativen Handlungen wechselseitig aufeinander richten. Anders formuliert: Kommunikation kann erst dann stattfinden, wenn sich (mindestens zwei) Lebewesen im Hinblick aufeinander kommunikativ verhalten“ (Burkart 2002 : 32).

Demnach liegt menschliche Kommunikation erst dann vor, wenn Individuen ihre kommunikativen Handlungen nicht nur wechselseitig aufeinander richten, sondern auch die allgemeine Intention der Handlungen verwirklichen können und so das konstante Ziel der Verständigung erreichen.

„Erst der wechselseitig (!) stattfindende Prozess der Bedeutungsvermittlung soll als Kommunikation begriffen werden“ (Burkart 2002 : 32).

Versteht man Kommunikation als Verständigungsprozess, dann meint man damit den Prozess der „vollzogenen Bedeutungsvermittlung“ (vgl. Burkart 2002 : 33ff).

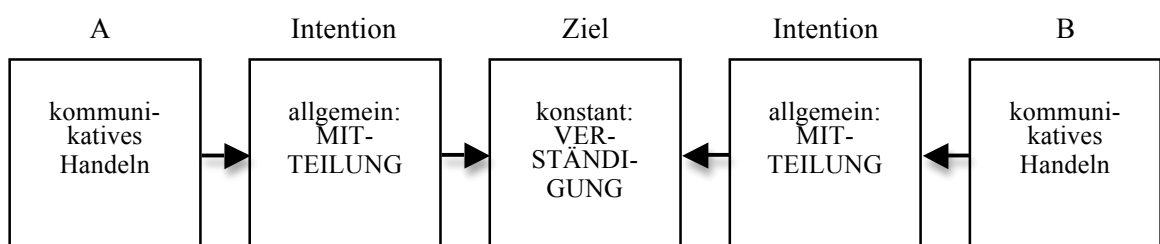


Abb. 2: Kommunikation als Verständigungsprozess (Burkart 2002 : 34)

In dieser Abbildung wird der Verständigungsprozess verdeutlicht. A und B haben dieselbe allgemeine Intention, sie wollen Bedeutungsinhalte miteinander teilen mit dem Ziel der Verständigung und das erreichen sie nur durch die ihnen gemeinsame Konstante.

I.I.III. Menschliche Kommunikation als symbolisch vermittelte Interaktion

Mit „Symbol“ ist immer eine bestimmte Art von Zeichen gemeint. Daher ist es wichtig, sich vorher mit dem Zeichenbegriff auseinanderzusetzen. Erst dann kann die Besonderheit des Symbolbegriffes eingeschätzt und auch seine Bedeutung für die menschliche Kommunikation diskutiert werden. Zeichen sind immer materielle Erscheinungen. Diesen Erscheinungen sind Bedeutungen zugeordnet. Aufgrund dessen, das es etwas bedeutet, verweist es auf etwas. (vgl. Burkart 2002 : 46ff)

„Der Gegenstand/der Zustand/die Beziehung/das Ereignis usw., auf das/den Zeichen verweist fungiert dabei ‚lediglich‘ als die Quelle seiner Bedeutung; der eigentliche Träger der Bedeutung ist das Zeichen selbst“ (Burkart 2002 : 46).

Grundsätzlich kann ein Zeichen alles sein, was wahrnehmbar ist.

„Zeichen können materielle Gegenstände (z.B. Wegweiser aus Holz), deren Eigenschaften (z.B. die rote Farbe) oder materielle Ereignisse (z.B. eine Handbewegung ...) sein“ (Schaff 1968 : 27).

Je nach ihrem jeweiligen Verhältnis zur Realität kann man zwei Klassen von Zeichen, natürliche und künstliche Zeichen, unterscheiden.

Natürliche Zeichen sind selbst kennzeichnend für all jene materiellen Entscheidungen, die für das Objekt/den Vorgang/den Zustand etc. gelten, auf den/das sie verweisen. Sie sind eigentlich nicht zum Zweck der Kommunikation entstanden, sondern existieren unabhängig davon als natürliche Prozesse. In diesem Zusammenhang sind „Anzeichen“, „Kennzeichen“ oder „Symptome“ der Objekte, auf die sie hindeuten, auch natürliche Zeichen.

Im Gegensatz dazu gelten **künstliche Zeichen** als materielle Erscheinungen, die zum Zweck der Kommunikation entstanden sind. Sie können, wie zum Beispiel bei allen Codes, zu einem beliebigen Zeitpunkt bewusst ins Leben gerufen werden oder auch, wie bei der Lautsprache, aus der historischen Praxis der gesellschaftlichen Prozesse der Kommunikation herleiten. In diesem Zusammenhang wird noch eine weitere Differenzierung vorgenommen. Diese bezieht sich auf die Funktion, die die Zeichen im Rahmen des Kommunikationsprozesses erfüllen. Sie können nämlich in einer „Signalfunktion“ und in einer „Symbolfunktion“ auftreten. Von einem **Signal** spricht man, wenn die Funktion des Zeichens sich unmittelbar auf das Verhalten anderer Lebewesen einwirkt. Durch Vereinbarung zwischen Lebewesen kann diese Reaktion vorherbestimmt sein. Sie kann aber auch, wie bei Tieren, instinktiv oder durch Lernprozesse

konditioniert sein. Ein Beispiel dafür sind bestimmte Armbewegungen von Polizisten, die bei den jeweiligen Verkehrsteilnehmern bestimmte Reaktionen auslösen sollen.

Ein **Symbol** hingegen erfüllt eine „Vertretungsfunktion“. Solche „Repräsentationszeichen“ vertreten den einen Gegenstand, auf den sie verweisen und können nur auf konventioneller Basis auftreten, d.h. die jeweilige Repräsentation muss sich auf eine Konvention stützen, von der die am Kommunikationsprozess Teilnehmenden auch Kenntnis haben. Bsp.: Das sprachliche Zeichen „t-i-s-c-h“ erfüllt eine typische Symbolfunktion. Wenn diese Buchstabenkombination in einem sprachlichen Kommunikationsprozess verwendet wird und der Kommunikationspartner ebenfalls deutsch versteht, dann kennen beide die entsprechenden Konventionen und damit auch die Bedeutung dieses Zeichens. Ein außersprachliches Beispiel für die Symbolfunktion ist die Fahne. Hier wird auch vorausgesetzt, dass die Kommunikationspartner über die selben Konventionen verfügen und die Fahne nicht nur als „Stück Stoff“ sehen. So kann sie stellvertretend für eine Gemeinschaft, z.B. für eine Nation, einen Staat, einen Sportverein etc. erscheinen. Damit repräsentiert sie auch bestimmte Ansichten, Einstellungen, Haltungen wie z.B. Freiheit, Demokratie u.v.m. Ein Missachten einer Fahne wird als der symbolische Ausdruck für die Missachtung der jeweiligen Gemeinschaft interpretiert.

Je nach dem wie ein Zeichen – sowohl ein natürliches als auch künstliches - verwendet wird, fungiert es entweder als Signal oder Symbol. Genau dieser Umstand hebt die tierische von der menschlichen Kommunikation ab. Wenn Tiere miteinander kommunizieren, lösen sie damit bestimmte Verhaltensweisen bei ihren Partnertieren aus, dh. ihre Zeichen wirken als Signale. Der Mensch ist in der Lage, auf Zeichen und ihrer Bedeutungen nicht nur zu reagieren, er kann diese auch verstehen. Die „Vertretungsfunktion“ der Symbole ist für den menschlichen Kommunikationsprozess von Bedeutung. Da man mit Hilfe von Symbolen in der Lage ist Objekte repräsentieren zu können, wird es möglich Gegenstände, Gedanken, Anschauungen, Vorstellungen etc. im Bewusstsein zu aktualisieren. Der Mensch kann also via Symbolbildung auch abstrakte Vorstellungen in sein Bewusstsein rufen, auch wenn diese als wahrnehmbare „Gegenstände“ nicht existent sind. Ein Beispiel dafür ist das sprachliche Symbol „Freiheit“. Im Gegensatz zu bspw. dem Wort „Baum“, ist „Freiheit“ kein konkretes Objekt, sondern steht für eine Art bzw. Bedingung des Handelns, ein Gefühl o.ä. (vgl. Burkart 2002 : 46ff).

„Der Umstand, wie ein Zeichen zu seiner Bedeutung gelangt – also der Vorgang, im Zuge dessen diese Bedeutungszuweisung geschieht -, entscheidet ja v. a. darüber, welche Gedanken, Vorstellungen, Gefühle usw. bei dessen Gebrauch im Bewusstsein aktualisiert werden“ (Burkart 2002 : 53)

Symbole sind demnach mehr als nur Zeichen, die für etwas Bestimmtes stehen. Für bestimmte Menschen besitzen sie einen zusätzlichen Inhalt. Sie werden als „Etikette“ für andere Komplexe von Fakten oder Vorgänge benutzt werden. Diese bestehen durch die Verwendung des entsprechenden Symbols und werden dann jeweils aktualisiert (vgl. Treinen 1965 : 81ff). Somit werden in entsprechenden Situationen bzw. Lebensabläufen Bedeutungsinhalte konstituiert. Die Bedeutung eines Symbols ist immer vom jeweiligen raum-zeitlichen Kontext mitbestimmt. Das heißt, dass „Objekte“, die etwas repräsentieren, nicht von vornherein eine bestimmte Bedeutung oder einen Stellenwert besitzen. Diese geht vielmehr aus der Art und Weise wie man mit ihnen umgeht hervor. Daraus ergibt sich, dass ein und dasselbe Objekt für verschiedene Individuen unterschiedliche Bedeutungen hat. Dieser Denkrichtung ist das Konzept des **„symbolischen Interaktionismus“** zugeordnet. Hier wird das menschliche Handeln vor allem das In-Beziehung-Treten des Menschen mit seiner Umwelt thematisiert. Man geht davon aus, dass der Mensch nicht nur in einer natürlichen, sondern vor allem auch in einer symbolischen Umwelt lebt. Symbole repräsentieren das Verhältnis zwischen Mensch und seiner Umwelt und sind die subjektive Wirklichkeit der gemachten Erfahrungen (vgl. Burkart 2002 : 54ff).

Laut BLUMER basiert das handlungstheoretische Verständnis des symbolischen Interaktionismus auf drei Prämissen (vgl. Blumer 1973 : 81ff):

1. Menschen handeln Dingen gegenüber auf der Grundlage von Bedeutungen, die diese für sie besitzen.
2. Die Bedeutung dieser Dinge entsteht bzw. wird abgeleitet aus den sozialen Interaktionen, die man mit seinen Mitmenschen eingeht.
3. Diese werden im Rahmen der Auseinandersetzung mit den Dingen in einem interpretativen Prozess benützt und abgeändert.

Ein Zeichen, das als Symbol auftritt, verkörpert nicht nur einen bestimmten Gegenstand, sondern in Verbindung damit auch immer eine bestimmte Beziehung zu eben diesen (vgl. Burkart 2002 : 55ff).

„Es symbolisiert somit immer auch eine subjektiv erfahrene Wirklichkeit, die für verschiedene Menschen nicht unbedingt die gleiche sein muss. Aufgrund unzähliger (sozialer) Interaktionen blickt ja jeder einzelne Mensch auf eine mehr oder weniger große Anzahl subjektiver Definitions- und Interpretationsleistungen zurück. Gleichsam als Summe dieser Erfahrungen ‚besitzt‘ somit jeder Mensch einen bestimmten (subjektiven) Vorrat an Symbolen – genauer: er verfügt über ab-rufbare (d.h. im Bewusstsein aktualisierbare) ‚Bedeutungskonglomerate‘“
(Burkart 2002 : 56)

Der Versuch, symbolisch vermittelt zu interagieren, ist nur dann möglich, wenn die Kommunikationspartner auch das Ziel der kommunikativen Handlung erreichen. Dieses Ziel der Verständigung und damit auch der Kommunikation kommt nur dann zustande, wenn im Bewusstsein der Kommunikationspartner dieselben Bedeutungen aktualisiert werden. Die menschliche Kommunikation setzt voraus, dass es einen Vorrat an Zeichen gibt, der für die jeweiligen Kommunikationspartner dieselben Objekte, wie Gegenstände, Zustände, Vorstellungen, Anschauungen u.v.m. symbolisieren. Diese nennt man „signifikante Symbole“.

Die Tatsache, dass Menschen, die unter ähnlichen materiellen und sozialen Bedingungen leben, bedeutet nicht, dass sie „Gegenstände“ der gemeinsamen Realität auch in derselben Weise erfahren. Selbst durch diese grundsätzlichen Gemeinsamkeiten in den Erlebniswelten verschiedener Menschen, darf nicht übersehen werden, dass ein und dasselbe reale Objekt von verschiedenen Menschen oder auch nur einem Einzigen in verschiedenen Situationen unterschiedlich wahrgenommen werden können. Das ist der Grund, dass derselbe Gegenstand im Bewusstsein verschiedener Menschen auch verschiedene Erlebnisdimensionen aktualisiert wird. Sobald die Erfahrungsbereiche unähnlicher werden, gilt das dann auch für die jeweils aktualisierbaren Erlebnisdimensionen.

Die folgende Grafik zeigt eine, wie oben beschriebene, Kommunikationssituation. A und B handeln im Hinblick aufeinander kommunikativ. Durch den Gebrauch von Zeichen bzw. Symbolen versuchen sie Bedeutungen miteinander zu teilen. Im Bewusstsein werden dabei vorhandene Bedeutungsvorräte, in Form von gespeicherten Erlebnisdimensionen, aktualisiert. In diesem Fall sind die Bedeutungsvorräte sehr ähnlich, denn die Mengen überschneiden sich teilweise. Genau in diesem Bereich kommt es zur Verständigung zwischen A und B (vgl. Burkart 2002 : 59ff).

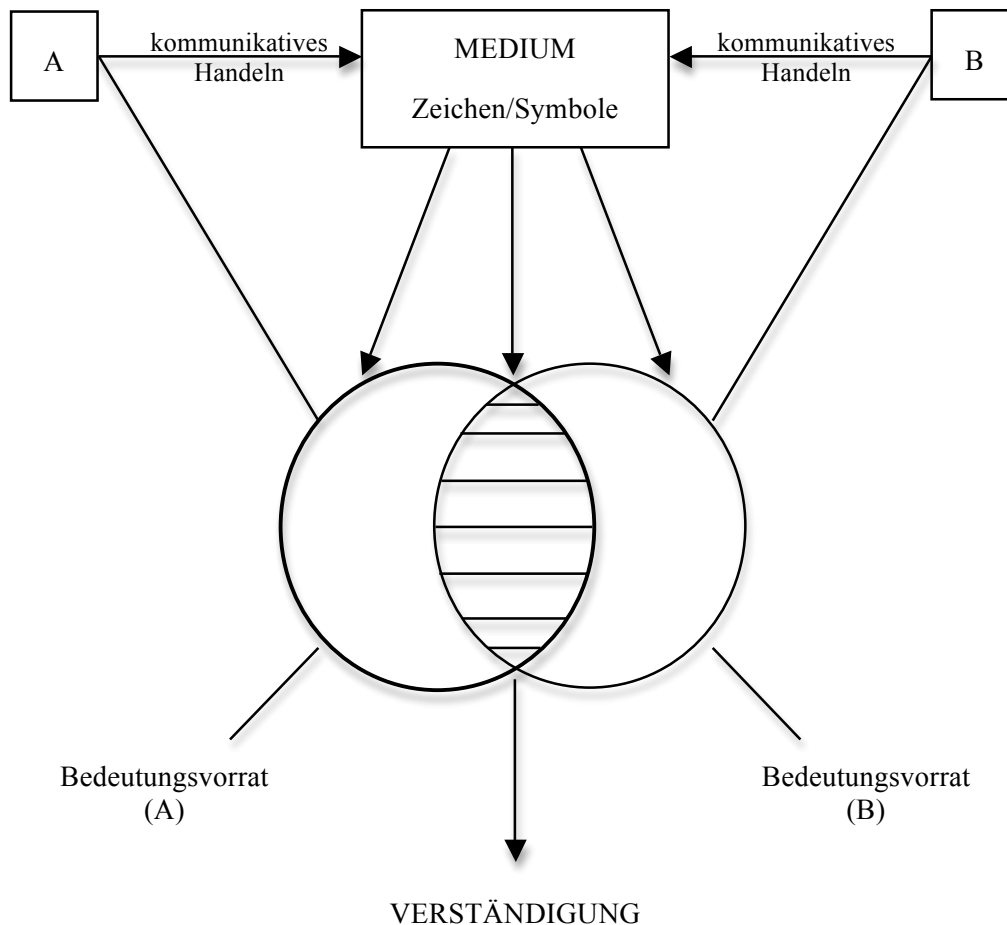


Abb. 3: Verständigung als Schnittmenge von Bedeutungsvorräten (Burkart 2002 : 60)

Kommunikationspartner treten durch ihr wechselseitig aufeinander gerichtetes kommunikatives Handeln – über Symbole vermittelt – zueinander in Beziehung. Dafür verwenden sie ein ihnen gemeinsam zur Verfügung stehendes Medium um bewusst und zielgerichtet bestimmte Bedeutungen miteinander zu teilen. Dabei wollen sie die zu vermittelnden Bedeutungen in gleicher Weise verstehen. Das funktioniert nur, wenn sie symbolisch vermittelt agieren (vgl. Burkart 2002 : 60ff).

„Die symbolisch-interaktionistischen Überlegungen sollten somit letztlich zur Einsicht verhelfen, dass selbst ein identische Zeichen- bzw. Symbolvorrat verschiedener Menschen ‚nur‘ einen (mehr oder weniger) ähnlichen Bedeutungsvorrat impliziert. In diesem Sinn ist also auch für ‚signifikante Symbole‘ (in der Regel) eine ‚Grauzone‘ von Vorstellungsinhalten bzw. Erlebnisdimensionen mitzudenken, die von den jeweiligen Kommunikationspartnern nicht miteinander geteilt werden (können)“ (Burkart 2002 : 61).

I.II. Sprache

Eines der wichtigsten Kommunikationsmedien ist die Sprache. In der Regel ist zwischenmenschliche Kommunikation sprachliche Kommunikation. In ihrer Eigenschaft als Medium, dient sie dazu Inhalte des menschlichen Bewusstseins anderen Menschen zugänglich zu machen. Somit steht Sprache als Instrument zwischenmenschlicher Verständigung im Mittelpunkt. Das konstante Ziel der symbolisch vermittelten Interaktion ist Verständigung (Abschnitt II.I.II.). Im Zusammenhang mit sprachlicher Kommunikation wird an dieser Stelle noch einmal kurz auf das „Verständigungs-Ereignis“ eingegangen. In der Semiotik, die Lehre von sprachlichen Zeichen, wird zwischen drei Dimensionen unterschieden (vgl. Burkart 2002 : 76ff):

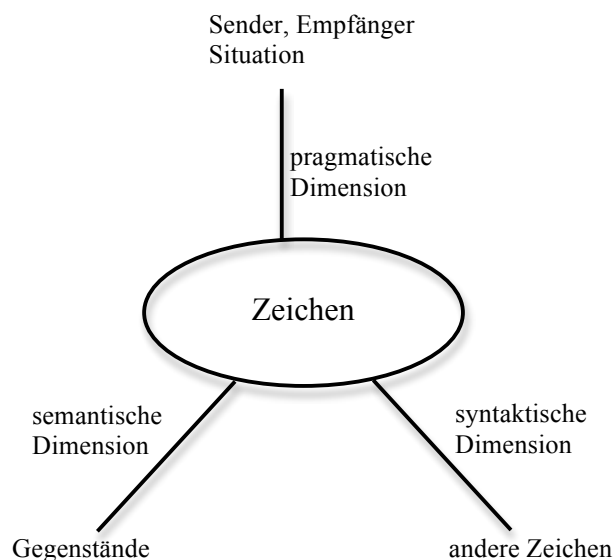


Abb. 4: Dimension sprachlicher Zeichen (Pelz 1975 : 210)

Die semantische Dimension bezeichnet die Beziehung zwischen den sprachlichen Zeichen und den außersprachlichen Gegenständen, auf die sie verweisen. Somit untersucht die Semantik die Bedeutung sprachlicher Zeichen und Zeichenfolgen (vgl. Pelz 1975 : 163ff). Die Beziehung der Zeichen untereinander ist der Untersuchungsgegenstand der Syntaktik. Sprich die grammatischen Regeln, nach denen sprachliche Zeichen miteinander verknüpft werden können (vgl. Pelz 1975 : 131ff). Die pragmatische Dimension meint schließlich die Beziehung zwischen den Zeichen und ihren Benützern. Die Pragmatik fragt nach der Art und Weise des Gebrauchs sprachlicher Zeichen und Zeichenfolgen – sie untersucht wozu sie benützt werden (vgl. Burkart 2002 : 79ff).

Auf der einen Seite werden auf der symbolischen Dimension nach bestimmten grammatischen Regeln bedeutende sprachliche Zeichen zu Sätzen kombiniert. Somit befindet man sich laut HABERMAS auf der gegenständlichen Ebene und ein bestimmter Inhalt wird ausgesagt. Auf der anderen Seite werden gleichzeitig auf einer Handlungsdimension die Symbole von einem Sprecher geäußert. Wenn Sätze zu Äußerungen eines Sprechers werden, wird Sprache gesprochen (vgl. Burkart 2002 : 84ff).

„Verständigung – darauf sei noch einmal hingewiesen – kommt nur dann zustande, wenn beide Kommunikationspartner im Moment der Kommunikation sowohl die sprachlichen Zeichenkombinationen als auch die gesetzten sprachlichen Handlungen (wenigstens Annäherungsweise) identisch interpretieren“
(Burkart 2002 : 85).

Wenn eine Verständigung wegen sprachlichen Gründen nicht hergestellt werden kann, dann spricht man von „Sprachbarrieren“. Ein Nichtverstehen liegt auf der gegenständlichen Ebene dann vor, wenn Sprecher und Hörer über unterschiedliche sprachlicher Zeichenvorräte verfügen. Dann verwendet der Sprecher Wörter, die der Hörer nicht kennt. Wenn beide Kommunikationspartner über die mehr oder weniger gleichen Zeichenvorräte verfügen, kann es dennoch zu einem Missverstehen auf der gegenständlichen Ebene kommen. Das geschieht, wenn die Kommunikationspartner unterschiedliche Bedeutungen mit den betreffenden Wörtern verbinden. Gründe dafür sind Differenzen im Bereich der semantischen Zeichendimension zwischen Sprecher und Hörer und sind auf die individuellen Lebensgeschichten zurückzuführen, wie zum Beispiel die kulturelle und gesellschaftliche Zugehörigkeit (vgl. Burkart 2002 : 86 ff).

„Symbol-abstrakte Sprache ist eine unabdingbare Voraussetzung für den Menschen als Kulturwesen. Auf eine Kurzformel gebracht: One Sprache keine Kultur“ (Maletzke 1996 : 72)

Es gibt jede Menge Sprachen, doch haben sie alle einige Grundmerkmale gleich. Gleichartiges wird zusammengefasst und Kategorien, Klassen und Gattungen werden in der menschlichen Symbolsprache gebildet. Somit dient diese der Verminderung von Komplexität, bringt Ordnung und Überblick in die Vielfalt der Phänomene und macht die Welt überschaubar sowie handhabbar. Manche Forscher gehen von der Annahme aus, dass der Mensch erst durch Sprache die Welt konstruiert (vgl. Maletzke 1996 : 72ff).

„Eine Sprache ist nicht nur ein Instrument für Kommunikation und für das Erregen von Emotionen. Jede Sprache ist auch ein Mittel, um die Erfahrungswelt zu kategorisieren. Das Erfahrungskontinuum kann sehr verschieden aufgeteilt werden. Allzu leicht neigen wir zu der Annahme die Unterscheidungen, die unsere Sprache macht, seien von Natur vorgegeben. Demgegenüber zeigt die vergleichende Linguistik sehr klar, dass jedes Reden vom Sprecher eine Selektion verlangt. Weil aber diese linguistischen Prozesse normalerweise nicht hinterfragt werden, neigt jede Sprachgemeinschaft dazu, ihre eigenen Kategorien als gegeben, als allgemein menschlich zu betrachten. Wenn andere Kulturen anders vorgehen, kann das nur bedeuten, dass man dort stupide, unlogisch oder ‚gegen den Strich‘ denkt und redet“ (Kluckhohn/Kelly 1945 : 243).

Diese Überlegungen führten zu einer Theorie von außerordentlicher Bedeutung: Die Sprache einer bestimmten Menschengruppe hängt eng mit der Weltsicht dieser Gruppe zusammen. Durch die gemeinsame Sprache wird die gemeinsame Weltsicht ausgedrückt. Auf der einen Seite wird die Weise, wie die Welt wahrgenommen und erlebt wird, durch die Sprache bestimmt und zugleich ist sie aber auch Ausdruck kulturspezifischen Welterlebens (vgl. Maletzke 1996 : 73ff).

„Die ‚reale Welt‘ wird zu wesentlichen Teilen aufgebaut auf den Sprachgewohnheiten einer Menschengruppe. Jede Sprache hat ihre eigene Weise, dieselbe soziale Realität zu repräsentieren. Es handelt sich schlicht um eine je eigene Erlebniswelt. Und die Sprache determiniert das Wahrnehmen und Denken. Nach dieser Hypothese kann das Individuum nur das denken, was ihm seine Sprache erlaubt“ (Maletzke 1996 : 74).

Ein bestimmter Objektbereich ist sprachlich grob kategorisiert, kann aber auch fein ausdifferenziert werden. In welchem Ausmaß dies geschieht, hängt ab von der Bedeutung und der Gewichtung des Objektbereichs in der jeweiligen Kultur. Erst aus dem Kontext, in dem ein Begriff steht ergibt sich die Semantik des Begriffs. Ein und dasselbe Wort kann in verschiedenen Zusammenhängen verschiedene Bedeutungen haben. Vor allem auf dem interkulturellen Begegnungsfeld setzt sich dieses Problem fort. Aufgrund der Technik, der Massenmedien, des Reisens usw. haben sich viele Wörter über den ganzen Globus verbreitet. Auf der ganzen Welt spricht man beispielsweise von Kultur, Demokratie uvm., jedoch bedeuten diese Begriffe in verschiedenen Ländern, Kulturen, Völkern verschiedenes. Nicht immer sind diese Unterschiede auf den ersten Blick erkennbar und dann kann das zu folgenschweren Missverständnissen führen, denn dann gehen die Kommunikationspartner von der falschen Annahme aus, dass sein Gegenüber mit demselben Wort dasselbe meint (vgl. Maletzke 1996 : 74ff).

I.II.I. Sprache als Voraussetzung menschlicher Entwicklung

Sprache ist eine Grundbedingung menschlichen Daseins ohne sie unter dem „phylo–genetischem“ als auch dem „ontogenetischem Aspekt“² die Existenz des Menschen undenk–bar wäre (Vogt 1979 : 68). Kommunikation wird demnach als Voraussetzung von Menschsein betrachtet, wobei der Prozess der Menschwerdung aus zwei Blickpunkten gesehen wird:

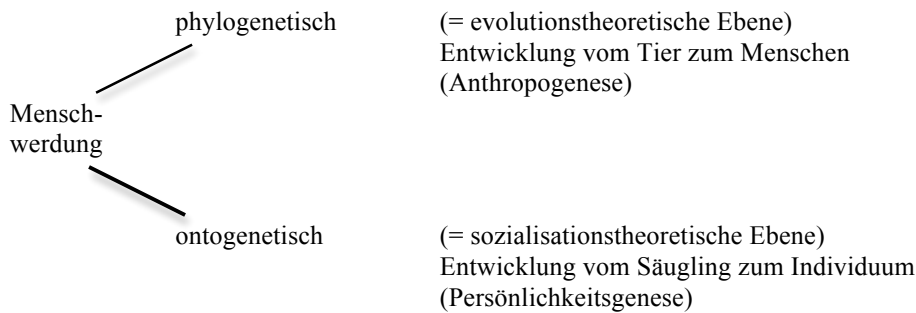


Abb.5: Phylo- und ontogenetische Menschwerdung (Burkart 2002 : 131)

In beiden Fällen ist der Angelpunkt der jeweiligen Betrachtungen jene humanspezifische Kommunikationsfähigkeit, die auf der Möglichkeit zur Bildung und Verwendung von Symbolen beruht. Die symbolisch vermittelte Interaktion (siehe Abschnitt I.I.II.) findet ihre Ausprägung in ihrer „Sprachlichkeit“ (siehe Abschnitt I.II.), welche menschliche von nichtmenschlichen Kommunikationsprozesse grundsätzlich unterscheidet.

Die „Anthropogenese“ fragt nach dem Stellenwert der menschlichen Kommunikationsfähigkeit mit dem Blick auf die evolutionäre Dimension menschlichen Lebens. Seit Charles DARWIN im 19. Jahrhundert den Gedanken formulierte, dass der Mensch, so wie alle anderen Lebewesen, das Produkt eines „evolutionären Entwicklungsprozesses“ ist, war die Wechsel-Beziehung zwischen Artenstehung und Umweltdruck in den Vordergrund getreten. Zumindest für die biologische Weiterentwicklung der Lebewesen waren Veränderungen durch Umweltbeding–ungen erkannt worden: Jene Lebewesen, die sich am besten an die jeweils vorhandenen Umweltbedingungen anpassen konnten, überlebten und pflanzten sich fort (natürliche Selektion). Diese stellte sich als ein auf Anpassung des jeweiligen Individu–ums an seine Umwelt, gerichteter Prozess heraus, der zur Bildung neuer Fähigkeiten der jeweiligen Spezies führte, um deren Überleben zu sichern. Doch in welchem Zusammenhang

² Mit dem „phylogenetische Aspekt“ ist die evolutionäre Herausbildung der menschlichen Gattung (aus dem Tierreich) gemeint, während der „ontogenetische Aspekt“ sich mit der Entwicklung des einzelnen Individuums von seiner Geburt bis zum Tode beschäftigt (vgl. Burkart 2002 : 131).

steht die menschliche Kommunikation und ihrer arterhaltenden Funktion im Verlauf der Anthropogenese? Bei der Entwicklung infolge von Umweltdruck, lässt sich auch die Entwicklung verschiedener Kommunikations-Prozesstypen auf einer „evolutionären“ Zeitachse verfolgen (vgl. Burkart 2002 : 131ff).

„So großartig und vielfältig die in der Natur vorhandenen Kommunikations-systeme auch sind, begriffliches Denken und verbale Kommunikation, Wissens-akkumulation in einer Sprache hat im Verlauf der Evolution nur eine einzige Spezies entwickelt, nämlich der Mensch“ (Soritsch 1975 : 13).

Man muss ungefähr 20 Millionen Jahre auf der „evolutionären Zeitachse“ zurückschreiten, zu dem Zeitpunkt, wo sich die biologische Entwicklung zwischen Menschen und Affen aufspaltete, dort entstand eine neue Entwicklungslinie: die „Hominiden“, die Menschenartigen. Vermutlich hatten diese aufgrund des Zurückweichens der Urwälder und der Ausbreitung der Steppen, aus diesem Grund die Bäume verlassen und daraufhin offene Landschaft bevölkert. Dieser Umweltdruck erzwang auch einen Nahrungswechsel, anstatt nach pflanzlicher musste jetzt nach tierischer Nahrung Ausschau gehalten werden. Daraus entwickelten sich Jagd-techniken, die wiederum die geistige Aktivität und damit auch die Vergrößerung des Gehirns förderten. Die aufrechte Körperhaltung sorgte für freie Hände und führte zur Ausbildung echter Werkzeuglichkeit – diese ist wiederum eng an begriffliches Denken geknüpft. Alleine schon die Notwendigkeit zum Fortbestand der Produktions- und Verwendungsweise dieser „neuen“ Geräte kann schließlich die Ausbildung der Kommunikationsfähigkeit in Richtung Sprache verstärkt haben.

Zwar wird der evolutionäre Entwicklungsprozess überwiegend als eine Reaktion auf den Umweltdruck interpretiert, jedoch wird spätestens seit der Ausbildung der Sprache das Potential der Eigendynamik bewusst, das sich durch gezielte Anpassungen an zunehmenden Umweltveränderungen äussert. Somit ist Sprache nicht das „Resultat“ biologischer Evolution, sondern „Voraussetzung“ für wesentliche Markierungen der mit ihr einsetzenden kulturellen Evolution (vgl. Burkart 2002 : 134ff).

„Innerhalb der menschlichen Anpassungswelt ist das ‚Gen‘ weitgehend durch das ‚Symbol‘ ersetzt worden. Deshalb bestimmt nicht allein die genetische Konstitution der Spezies Mensch die ‚Bedürfnisse‘ gegenüber der Umwelt, sondern diese Konstitution plus der kulturellen Evolution“ (Parsons 1971 : 57).

Ähnlich wie PARSONS Sprache als eine der Grundvoraussetzungen der Evolution von Kultur und Gesellschaft sieht, benennt HABERMAS „umgangssprachliche Kommunikation“ als eine der Eingangsbedingungen gesellschaftlicher Evolution (vgl. Burkart 2002 : 136ff). Nicht nur

das Jagen an sich, sondern auch das Verteilen der Beute erfordert „Interaktionsregeln“ auf dem Niveau sprachlicher Verständigung. Die dabei anerkannten Normen und Regeln kommunikativen Handelns werden von den einzelnen Situationen abgelöst und auf Dauer gestellt (vgl. Habermas 1976 : 146). Laut HABERMAS gibt es drei Bedingungen, die erfüllt sein müssen, bevor ein System „sozialer Normen“ entstehen kann:

„Die Interaktionspartner müssen 1. die Teilnehmerperspektive gegen die Beobachterperspektive austauschen können, sie müssen 2. über einen Zeit-horizont verfügen, und sie müssen 3. in der Lage sein, die Existenz von Sanktionsmechanismen (auf der Grundlage ambivalent besetzter Deutungen von Normen) anzuerkennen“ (Burkart 2002 : 138).

Solange die Sprache nicht voll ausgebildet ist, können diese drei Bedingungen aus verschiedenen Gründen nicht erfüllt werden. Daraus ergibt sich die Annahme, dass sich in den Strukturen von Arbeit und Sprache erst jene Entwicklungen vollzogen haben, die zur charakteristisch menschlichen Reproduktionsform des Lebens und somit auch zum Ausgangszustand der sozialen Evolution geführt haben. Kurz: „Arbeit und Sprache sind älter als Mensch und Gesellschaft“ (vgl. Habermas 1976 ; 151). Erst die Sprache ermöglichte das Entstehen sozialer Normen sowie deren Anerkennung und trug damit zur Entwicklung von Kultur bei (vgl. Burkart 2002 : 138ff). Laut HERDER ist der Mensch ein Mängelwesen und konnte nur in der Natur überleben, indem er seine „Mängel“ durch die Ausbildung von Sprache und begrifflichem Denken, die Tradition von Erfahrungen und das Entstehen von Kultur ausglich (vgl. Griesse 1976 : 16ff).

„Der Mensch kann nur überleben, wenn er sich Kultur schafft, d.h., wenn er arbeitend die Natur bewältigt und verändert, wenn er seine Mangelausstattung und Unspezialisiertheit durch soziales Handeln kompensiert. Kultur ist also die von Menschen handelnd veränderte Natur, seine zweite Natur, seine ‚künstliche‘ Natur, seine menschliche Welt. Unspezialisiertheit, Weltoffenheit und Mangel-ausstattung einerseits und das Angewiesensein auf Kultur andererseits bedingen sich wechselseitig“ (Griesse 1976 : 25).

Aufgrund dieser Tatsache, ist der Mensch das einzige Wesen, „das sich zu dem, was es ist, erst selbst machen muss“ (Griesse 1976 : 21).

An dieser Stelle richtet sich der Blick von der phylogenetischen auf die ontogenetische Perspektive der Menschwerdung. Der Mensch nimmt auch hier eine Sonderstellung in der Natur ein. Der Zoologe Adolf PORTMAN erkannte in einem Vergleich mit höheren Wirbeltieren, dass der Mensch eigentlich nach seiner Naturgeschichte zu den Nestflüchtlern gehört, aber ungefähr ein Jahr früher auf die Welt kommt, als seinem „Zelebralisationsgrad“ angemessen wäre. Das macht ihn zu einem „sekundärem Nesthocker“ und diese Tatsache ist einzigartig

unter allen Tieren (vgl. Habermas 1973 : 99). Vom Standpunkt der Zoologie erscheint das erste Lebensjahr eines Menschen als eine „physiologische Frühgeburt“. PORTMAN hat dieses als „extrauterines Frühjahr“ bezeichnet. Damit möchte er verdeutlichen, dass der Mensch im ersten Jahr nach seiner Geburt erst jenen Ausbildungsgrad erreicht, den seiner Art entsprechendes Säugetier noch im Mutterleib verwirklicht (vgl. Portman 1956 : 52). Diese Tatsache macht aus dem Menschen ein „Lernwesen“, das auf andere Menschen angewiesen ist, um überhaupt menschlich werden zu können (vgl. Griesse 1976 : 20). Diese „Pflegebedürftigkeit“ eines Säuglings benötigt unbedingt lebensnotwendige Hilfe und Betreuung durch Personen in seiner Umgebung und ist gleich eine „biologischen Garantie“ für erste Sozialkontakte. In diesen ersten Interaktionsprozessen entwickelt sich aber auch gleich jenes Humanspezifikum, das als „Soziabilität“ oder „Anlage zur Geselligkeit“ begriffen werden kann (vgl. Burkart 2002 : 143).

Die „Soziabilität“ ist laut WÖSSNER die *„Möglichkeit, Fähigkeit und Notwendigkeit des Angewiesenseins auf andere“* (Wössner 1970 : 39). Gleichzeitig ist dieses Angewiesen- und auch Ausgerichtetsein auf andere Menschen eine notwendige Bedingung zur Erhaltung und Entfaltung menschlicher Existenz (vgl. Wössner 1970 : 39). Allerdings ist mit der Soziabilität auch die grundsätzliche Formbarkeit des Menschen durch soziale Einflüsse angesprochen und auch die Fähigkeit, sich an andere Menschen oder soziale Bedingungen anpassen zu können (vgl. Klima 1975 : 619).

„Die Entfaltung dieser Soziabilität erscheint nicht nur im organisch-biologischen Sinn für den Menschen (über)lebensnotwendig zu sein; sie stellt – zusammen mit der Ausbildung seiner erhöhten Lernfähigkeit – v.a. auch eine unabdingbare Voraussetzung für seine (spätestens) ab dem Moment der Geburt beginnende Sozialisierung dar“ (Burkart 2002 : 144).

II. Mensch und Gesellschaft

„*man is not born human*“ (Burgess & Locke 1945 : 213). Mit diesem Zitat wird ausgesagt, dass ein Mensch nicht als Mensch geboren, sondern erst dazu gemacht wird. Das „Menschsein“ ist zwar bei der Geburt als Anlage vorhanden, aber erst durch seine humane Umgebung kann ein neugeborenes Leben zu dem werden, was seiner „Art“ entspricht (vgl. Henecke 2009 : 75). Die Soziologie³ beginnt schon mit „Adam und Eva“: So wie sich die beiden zum ersten Mal im Paradies begegnet sind, könnte es einem neugeborenen Kind ergehen, dass zum ersten Mal seiner Mutter oder seinem Vater begegnet und somit das erste „gesellschaftliche Erlebnis“ erfährt. Sie sorgt für die Erkenntnis, dass Menschen nicht alleine auf dieser Welt existieren, sondern immer in irgendeiner Art und Weise mit anderen Menschen und Gruppen verbunden sind. Weiters stellt sie einen Zusammenhang her, zu allem, was Menschen umgibt, wie zum Beispiel zur Natur und zur Technik, zur Kunst und zur Wissenschaft u.v.m (vgl. Henecka 2009 : 13).

„Wir befinden uns immer schon in einer von Menschen gestalteten und gedeuteten Kultur. Ohne sie ist menschliche Existenz nicht möglich“
(Henecka 2009 : 13).

Erst durch unerwartete Situationen oder krisenhafte Erfahrungen, persönliches Betroffensein und durch ein unerklärliches Unbehagen befassen sich Menschen mit sich selbst und die anderen. Oft wundert oder ärgert man sich über Mitmenschen, die sich nicht so verhalten wie erhofft und man beginnt mit der Zeit an sich und seine eigenen Fähigkeiten zu zweifeln. Aufgrund solcher unvorhersehbaren Entwicklungen, kommt man aus dem routinierten Gleichgewicht. Beispiele für solche Alltagserfahrungen im privaten Bereich sind unvorhergesehene Konflikt- oder schwierige Entscheidungssituationen, der Verlust eines geliebten Partners oder auch eine nachhaltige Veränderung der vertrauten Umwelt. Solche „Anstöße“ könnten im öffentlichen Bereich ausgelöst werden durch beispielsweise einer wachsende Arbeitslosigkeit, durch Inflationen und Energiekrisen, politische Spannungen oder durch die Entwicklung neuer Technologien, die alles Bekannte in Frage stellen und ein Umdenken und Umlernen erzwingen. Im Gegensatz dazu stehen ganz gewöhnliche Routineerfahrungen und

³ Das Wort „Soziologie“ ist eine Zusammensetzung aus dem lateinischen „socius“, (gemeinsam) und dem griechischen „logos“ (Wort, Wahrheit, Wissenschaft) und stammt von Auguste COMTE (1798-1857). Allgemein wird die Soziologie als die „Wissenschaft der Gesellschaft“ bezeichnet, die soziales Handeln erklären will (Carstens 2005 : 7).

-erlebnisse des üblichen Alltags, die als selbstverständlich genommen werden (vgl. Henecka 2009: 13ff).

„So haben wir feste Vorstellungen darüber, wie die anderen beschaffen sind; meinen, die anderen deshalb auch ‚richtig‘ einschätzen zu können und verhalten uns ihnen gegenüber jeweils entsprechend. Ohne viel darüber nachzudenken wissen wir, dass es Menschen und Gruppen gibt, die ‚über uns‘ stehen und denen ‚es besser geht‘ oder auch andere, die ‚schlechter dran‘ sind als wir. Wir wissen, dass damit auch in unterschiedlichem Maße Macht, Einfluss und gesellschaftliches Ansehen verbunden sind“ (Henecka 2009 : 14ff).

Menschen haben gelernt, dass Lebensbereiche in der Familie, im Beruf oder in der Freizeit oft sehr verschieden sind, vielleicht sogar sehr widersprüchlich. Dennoch weiß man wie man sich in typischen Situationen zu verhalten hat. Angefangen mit der passenden Kleidung bishin zum Umgang miteinander. Auf der einen Seite erscheinen diese schematischen Verhaltensregeln oder traditionell bedingte Sitten und Gewohnheiten ziemlich eintönig, langweilig oder sogar manchmal ärgerlich, jedoch wirken diese auch in allen täglichen Entscheidungssituationen entlastend. Ohne diesen vertrauten Erwartungen, Gewissheiten und Regelmäßigkeiten des gesellschaftlichen Alltags, wäre keine vernünftige Verständigung und Orientierung möglich. Gäbe es zum Beispiel keine kulturellen Konventionen bei der Begrüßung von Fremden, wüsste man nicht ob man die Hand schütteln, ihn küssen, die Nasen aneinander reiben oder dergleichen tun sollen. Unter solchen Bedingungen wäre der Umgang miteinander sehr kompliziert (vgl. Henecka 2009 : 15).

Nach soziologischer⁴ Auffassung gibt es kaum Verhaltensweisen, die Menschen benötigen um am „gesellschaftlichen Leben“ teilzunehmen und auch kein „Steuerungsprogramm“, das

⁴ In diesem Zusammenhang sei kurz erwähnt, dass wenn hier über „sozial“ oder „soziologisch“ gesprochen wird, bedeutet es im eigentlichen Sinn „gesellschaftlich“ oder „gesellschaftswissenschaftlich“. Somit sind soziale Probleme nicht gleich soziologische und umgekehrt. Ein soziales oder gesellschaftliches Problem liegt dann vor, wenn ein Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Normen und Zielvorstellungen und dem tatsächlichen Verhalten von Menschen besteht. Auch eine unvorhergesehene bzw. unvorhersehbare Situation eintritt, die in einer Gesellschaftsordnung noch nicht geregelt ist, wie zum Beispiel bei Massenarbeitslosigkeit. Wenn gesellschaftliche Problemlagen, Zustände und Prozesse erklärt werden müssen, dann handelt es sich hierbei um eine soziologische Fragestellung. Ein Soziologe kann dann mit seinen Begriffen, Theorien und Untersuchungsmethoden das Problem erfassen, beschreiben und versuchen es zu erklären. An dieser Stelle wird schon deutlich, dass ein „Problem“ zwar schon soziologisch geklärt sein kann, aber durchaus noch als soziales Problem weiterbesteht (vgl. Henecka 2009 : 29).

erblich verankert ist – vielmehr sind alle menschlichen Verhaltensweisen Ergebnisse von Erfahrungen und Lernprozessen in einem „komplizierten Wechselspiel mit seiner Umwelt“ - sei es die Art und Weise wie er handelt um sich verständlich zu machen oder auch Leid zuzufügen. Der Mensch, oder auch „sozial-kulturelle Persönlichkeit“, muss seine Lebensform, welche er in der Kultur der ihn umgebenden Gesellschaft vorfindet, in komplizierten Prozessen erlernen. Die Phase der „gesellschaftlichen Menschwerdung“ beginnt nach der Geburt und hat nur bedingt mit körperlichen Vorgängen zu tun. Zwar „spürt“ ein Kind Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Licht und Dunkelheit u.v.m., aber beispielsweise Hunger und Durst werden in einer ganz bestimmten Form auf ganz bestimmter Weise mit „kulturell typischen“ und nach „kulturell für richtig empfundenen“ Zeitplänen gestillt (vgl. Henecka 2009 : 75ff).

„Auf diese simple Weise drückt die Gesellschaft dem kindlichen Verhalten ihren Stempel auf. Sie reicht bis in das Kind hinein, weil sie die Funktionen seines Magens organisiert hat. Dasselbe gilt natürlich auch für Ausscheidung, Schlaf und andere organische Vorgänge“ (Berger & Berger 1974 : 35).

Offene und unangepasste Impulse Affekte und Reaktionen des Menschen werden durch die Übernahme „sozial-kulturelle“ Elemente wie zum Beispiel Normen, Werte, Sprache, Symbole u.v.m. überformt. Das passiert durch die Einbindung in ein Netz an sozialen Beziehungen. Sozialwissenschaftler bezeichnen diese „Menschwerdung“ als einen sozialen und kulturellen Prozess und bezeichnen diesen als eine „zweite, sozial-kulturelle“ Geburt“ (vgl. Henecka 2009 : 76).

„Erst im ‚sozialen Mutterschoß‘ der Familie werden in vielfältiger Weise und Ausprägungen die passiven und aktiven Voraussetzungen für die Entwicklung grundlegender menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten geschaffen“ (Henecka 2009 : 76).

Wie wichtig diese sozial-kulturelle Umgebung Voraussetzung für die Entwicklung eines Menschen und für die menschliche Existenz ist, zeigt dass die nur physische Aufzucht in extremer Einsamkeit sowie ohne irgendeiner Art von gefühlsmäßiger Zuwendung und Sprachvermittlung, scheitert. Dass es sich hierbei nicht um reine Vermutungen handelt, machen die Aufzeichnungen der sogenannten „wilden Kinder“⁵, die ohne Einfluss von Mitmenschen, sozialen Beziehungen, Sprache und kulturellen Einrichtungen aufwuchsen, deutlich. In allen Fällen wiesen die Kinder genügend Ähnlichkeiten auf: sie verhielten sich nicht nur bei ihrer Auffindung „menschenunähnlich“ und waren extrem verstört, sondern es

⁵ vgl. Malson, Itard & Mannoni 1974

fiel ihnen auch wahnsinnig schwer, die „Menschenart“, besonders die Sprache, aber auch Geschicklichkeiten wie den Gebrauch der Hände oder auch in bestimmten Situationen entsprechendes Rollenverhalten zu erlernen.

Ähnliche Ergebnisse erbrachten die Beobachtungen des Psychoanalytikers René SPITZ und seinen Schülern für die Wirkungen von Deprivationen von sozialen Kontakten, vor allem im Säuglings- und Kleinkindalter. Die frühe Trennung von Kindern von den Eltern zum Beispiel bei längeren Aufenthalten ohne feste Bezugspersonen in Krankenhäusern, Anstalten oder Heimen, führen mit zunehmender Dauer zu tiefen psychischen und auch physischen Entwicklungsstörungen („Hospitalismus“). Aufgrund der Schichtarbeiten in den meisten klinischen und sozial-pädagogischen Institutionen können Kinder nur ungenügende eigene Beziehungen zu festen Zuneigungspersonen aufnehmen. Diese geringen sozialen Kontakte haben zur Folge, dass es in solchen Einrichtungen häufig zu „Schädigungen kognitiver und affektiver Art mit entsprechenden psycho-somatischen Effekten“ kommt, welche nur mit großen Schwierigkeiten „repariert“ werden können.

Der Begriff der „sozial-kulturellen Persönlichkeit“ erklärt nicht den Menschen in seiner Gesamtheit, sondern eben nur die Summe von Motiv-, Denk-, Gefühls- und Verhaltensstrukturen, die er haben bzw. lernen muss, um die Erwartungen seiner sozialen und kulturellen Umwelt zu erfüllen. Sie stellt bis zu einem gewissen Grad ein Spiegelbild der sozial-kulturellen Verhältnisse dar und ist kein bloßes Ergebnis der passiven Anpassung eines Individuums an die Gesellschaft (vgl. Henecka 2009 : 76ff). Der Mensch, als Produkt von „Anlagen“ und Umwelteinflüssen schreitet ab dem Zeitpunkt seiner Geburt in der Entwicklung vom Kind bis zum Erwachsenen nicht nur durch Stadien „biologischer Reifung“, sondern ist ständig mit seiner Sozialisierung beschäftigt. Dieser permanente und lebensbegleitende Prozess der „Persönlichkeitsentwicklung“ dauert ein ganzes Leben und endet erst durch den Tod (vgl. Burkart 2002 : 145).

II.I. Der Mensch, ein Kulturwesen

Ähnlich wie bei der Kommunikation gibt es auch von Kultur keine allgemein anerkannte Definition. Zwar ist „Kultur“ ein oft verwendetes Wort, aber es ist nicht immer klar, was damit gemeint ist. Aus diesem Grund ist es wichtig, möglichst präzise festzulegen, was darunter verstanden wird.

Seit dem 17. Jahrhundert wurde „Kultur“ der „Natur“ gegenüber gestellt, wobei „Kultur“ etwas beschrieb, das der Mensch selbst schafft, während „Natur“ ihm vorgegeben ist (vgl. Maletzke 1996 : ff).

„Kultur ist die Art und Weise, wie die Menschen leben und was sie aus sich selbst und ihrer Welt machen. Manchmal wird jedoch ‚Kultur‘ in einer etwas anderen Bedeutung verwendet. Dann bezeichnet man als Kultur nicht die Lebensweise einer Gruppe, sondern diese Gruppe selbst, die durch eine gemeinsame Lebensweise gekennzeichnet ist“ (Maletzke 1996 : 16).

Wenn man Kultur eben in diesem Wortsinn versteht, dann haben zum Beispiel Völker wie die Deutschen, die Franzosen, die Engländer keine eigene Kultur, sondern stellen je eine eigene dar. Dabei entsteht ein Problem, wenn man sich Großgesellschaften ansieht. Hier stellt man sich nämlich sofort die Frage, ob derartigen Gebilden überhaupt eine Kultur zuzuschreiben ist, oder wie am Beispiel USA oder Indien von mehreren unterscheidbaren Kulturen auszugehen hat. Um diesen begrifflichen Schwierigkeiten zu entgehen, bietet sich das Konzept der „Subkulturen“ an. Dabei wird davon ausgegangen, dass Teilgruppen einer Gesellschaft je eine eigene Kultur aufweisen. Zwar hebt sich jede einzelne Subkultur durch eigene „subkultur-spezifische“ Merkmale von anderen Subkulturen ab, jedoch fügen sie sich zugleich der übergreifenden Gesamtkultur ein (vgl. Maletzke 1996 : 16ff).

„Das Konzept von Subkulturen ist somit ein brauchbares Hilfsmittel, um die Komplexität großer, in sich differenzierter Gesellschaften unter dem Aspekt der Kultur (im anthropologischen Sinne) in den Griff zu bekommen“ (Maletzke 1996 : 17).

Wie oben schon kurz erwähnt, gibt es keine allgemein gültige Definition des Kulturbegriffes, da es sich hier um komplexe Phänomene handelt, die sich je nach Wissenschaftsdisziplin aus zahlreichen Blickwinkeln betrachten lassen. Das Hauptinteresse der Autorin liegt bei den Kommunikationswissenschaften. Diese beschäftigen sich vor allem mit der „Verständigung“ zwischen Menschen verschiedener Kulturen.

Das Verhältnis zwischen dem Individuum und seiner Kultur ist als ein komplexes System von Wechselbeziehungen zu verstehen. Auf der einen Seite ist der Mensch als Person und Persönlichkeit durch die Kultur, der er angehört, geprägt, andererseits beeinflusst er wiederum seine Kultur (vgl. Maletzke 1996 : 17ff). Der Prozess des Hineinwachsens in seine Kultur bezeichnet man als „**Enkulturation**“ und ist vergleichbar mit der „Sozialisation“, dem Hineinwachsen in die Gesellschaft. Enkulturation umfasst somit unter anderem das Erlernen grundlegender Fertigkeiten im sozialen Bereich, wie etwa das Eingehen sozialer Beziehungen, die Kontrolle des eigenen Verhaltens, die angemessene Nutzung der Emotionen sowie die Befriedigung der Grundbedürfnisse, die Weltanschauung, die Art und Weise wie man mit anderen verbal und nicht verbal kommuniziert, was man von anderen erwarten kann, welche Rollen man für sich selbst angemessen empfindet und was man positiv oder negativ zu bewerten hat (vgl. Taft 1981 : 62ff). Für die meisten Menschen steht die eigene Kultur im Mittelpunkt der Welt und ist als Maßstab aller Dinge zu sehen. In den Wissenschaften wird diese Einstellung als „**Ethnozentrismus**“ bezeichnet. Vor allem bei den interkulturellen Begegnungen spielt diese Einstellung eine bedeutsame Rolle. Es entsteht hierbei eine unbewusste Tendenz, andere Völker aus der Sicht der eigenen Gruppe zu betrachten. Dabei werden die eigenen Sitten und Normen zum Standard aller Beurteilungen gemacht. Beim Ethnozentrismus werden zwei Komponenten unterschieden: Die eigene Kultur wird gekennzeichnet durch „Selbstverständlichkeiten“ und zum anderen mit einem „Überlegensgefühl“ gegenüber anderen Völkern, Nationen und Kulturen. Im Normalfall ist es dem Menschen nicht bewusst, dass seine Erlebensweisen und Verhaltensmuster kulturell geprägt sind und dass Menschen in anderen Kulturen andere Sichtweisen, Wertorientierungen und Normen haben. Selbstverständlichkeiten geben dem Menschen Sicherheit des Denkens und Handelns und erfüllen im Alltagsleben eine wichtige Entlastungsfunktion. Viele Einzelentscheidungen werden abgenommen, weil keine Grundfragen geklärt werden müssen. Diese Entlastungsfunktion geht verloren, sobald man anfängt an den Selbstverständlichkeiten zu zweifeln.

Im Ethnozentrismus wird häufig die Ansicht vertreten, dass die eigene Kultur anderen überlegen ist. Andere Kulturen werden dann zugunsten der eigenen abgewertet (vgl. Maletzke 1996 : 23ff).

„Jede Kultur stellt sich selbst in den Mittelpunkt der Welt und versteht sich als Maßstab aller Dinge“ (Maletzke 1996 : 24).

Das bedeutet, das alles, das von den eigenen Normen, Sitten, Wertorientierungen, Gewohnheiten und Verhaltensmuster abweicht, als minderwertig, fragwürdig, oft sogar als abartig und

unmoralisch gilt. In der neuzeitlichen Variante zeigt sich der Ethnozentrismus als **Nationalismus**. Seitdem es Nationen und Nationalstaaten gibt, ist die Zugehörigkeit zu so einem Gebilde immer eine subjektive Identifikation mit der Nation. Solange das Nationalbewusstsein mit Achtung und Toleranz anderen Nationen gegenüber einhergeht, ist es durchaus als etwas Positives zu betrachten. Sobald das Nationalgefühl sich ethnozentristisch übersteigert und so zum Nationalismus wird. Dieser kennt keine Toleranz und bedeutet die Verherrlichung der eigenen Nation durch abwerten der anderen. Der Ethnozentrismus ist eine Grundeinstellung, die tief im Menschen verankert ist. Sie widerspricht allerdings dem Konzept der Gleichheit aller Menschen, einem Konzept, das heutzutage der gesellschaftlichen und politischen Ethik zugrunde liegt. Daraus resultiert der „**Kulturrelativismus**“. Aus seiner Perspektive gibt es keine höherstehende und auch keine minderwertigen Kulturen. Sie sind zwar in vielfacher Hinsicht verschieden, aber sie werden nicht wertend miteinander verglichen. Peter S. ADLER hat im Rahmen des Kulturrelativismus ein Konzept des „multikulturellen Menschen“ entwickelt. Einem Menschen, der zwar ethnische und kulturelle Differenzierungen nicht leugnet, sie aber für sich selbst nicht verbindlich anerkennt, sondern diese für überwindbare Zwischenstufen auf dem Weg zu einem allgemeinen Weltbürgertum hält (vgl. Maletzke 1996 :24ff).

„Multikulturelle Personen gehören ihrer eigenen Kultur weder ganz an noch nicht ganz an. Sie leben vielmehr in einem Grenzbereich“ (Prosser 1978 : 71).

II.I.I. Strukturmerkmale von Kulturen

Menschen werden durch die Kultur, in der sie aufwachsen, geprägt. Man nimmt kulturspezifische Eigenarten für selbstverständlich hin und da für alle Menschen in der Umgebung die gleichen Selbstverständlichkeiten gelten, gibt es keinen Anlass darüber nachzudenken. Wenn man jedoch Menschen anderer Kulturen begegnet, so kommt man zu der Feststellung, dass es auch andere Arten und Formen des Erlebens, Denkens und Verhaltens gibt. Nun geht es darum zu klären, worin sich und allgemein Kulturen unterscheiden. Bei dieser Theorie wird davon ausgegangen, dass jede Kultur auf eine eigene und spezifische Weise ausgeformt ist. Die Kategorien in der sich Kulturen voneinander abheben und die dann auch eine Kultur bilden bezeichnet man als „**Strukturmerkmale**“ (vgl. Maletzke 1996 : 42):

- Nationalcharakter, Basispersönlichkeit
- Wahrnehmung
- Zeiterleben
- Raumerleben
- Denken
- Sprache (siehe Abschnitt I.II.I.)
- Nichtverbale Kommunikation
- Wertorientierungen
- Verhaltensmuster
- Soziale Gruppierungen und Beziehungen (Maletzke 1996 : 42).

Diese Merkmale sind als Komponenten zu verstehen, die untereinander funktional verbunden sind. Hier wurden zehn Strukturmerkmale gewählt, da diese unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit angemessen erscheinen. Zusätzlich gibt es noch ein Merkmal, dass sich auf mehrere der zehn genannten durchzieht. Dabei handelt es sich um die kulturspezifischen „geistigen Objektivationen“ (vgl. Maletzke 1996 : 42ff).

„Jede Kultur bringt zahlreiche ‚Produkte‘ hervor, die sich als ‚Objekte‘ oder, besser noch als ‚Objektivationen‘ von ihren Herstellern, Urhebern oder Schöpfern ablösen und dann von Generation zu Generation tradiert und von Kultur zu Kultur weitergegeben und übernommen werden. Dabei bleiben sie zwar als Gegenstände unverändert, sie werden aber von den Empfängern auf je eigene Weise erlebt und interpretiert“ (Maletzke 1996 : 43).

Nationalcharakter, Basispersönlichkeit

Deutsche sind von ihrer Persönlichkeit her anders als zum Beispiel die Amerikaner, Franzosen, Chinesen oder Inder, aber worin genau unterscheiden sich die einzelnen Völker? Die Antwort besteht meist aus der Aufzählung einiger „typischer“ Merkmale. Wissenschaften speziell aus der Psychologie und Kulturanthropologie haben viel Mühe darauf verwendet, diesen Komplex aus Problemen auf eine Grundlage zu stellen. Diesem Anspruch wird das Konzept der Vorstellung des „**Nationalcharakters**“ gerecht. Hier wird davon ausgegangen, dass die Menschen einer Nation sich in den Grundmustern ihres Erlebens sowie ihrer Persönlichkeit gleichen oder zumindest ähneln und sich so von Menschen anderer Nationen abheben. Jedoch gerät diese Theorie ins Wanken, wenn man große, in sich stark differenzierte Nationen oder Gesellschaften näher ansieht. Auch wenn in einem allgemeinen Sinne einer Nation zugehörig, unterscheiden sich beträchtlich beispielsweise Nord- und Süddeutsche, Junge und Alte, hoch und wenig Gebildete usw. In solch einer Gesellschaft gelten die Menschen als Angehörige einer gemeinsamen Sozialgruppierung mit gemeinsamen „Charakter“.

Der Grund warum man heutzutage kaum noch über den „Nationalcharakter“ spricht, hängt mit den methodologischen Schwierigkeiten zusammen. Jedoch ist der Grundgedanke, dass es in größeren sozialen Einheiten psychologische Gemeinsamkeiten geben muss, nicht verschwunden. Die Suche nach eben diesen Gemeinsamkeiten geht weiter, nur unter anderen Bezeichnungen wie „**Basispersönlichkeit**“ oder „Sozialcharakter“. Der Anthropologe KARDINER führte das Konzept von der Basispersönlichkeit ein. Er geht dabei von einer psychoanalytischen Position aus, die die Ansicht vertritt, dass die psychologischen Gemeinsamkeiten einer sozialen Gruppe in den kulturellen Einflüssen während der frühkindlichen Entwicklung begründet sind (vgl. Maletzke 1996 : 43ff).

„Das Sozialverhalten der Sozialisationsinstanzen, vor allem des Elternhauses, prägt die gleichartigen Basisstrukturen, und diese Prägung schlägt sich dann auch in den verschiedenartigsten Erscheinungsformen der gemeinsamen Kultur nieder“ (Maletzke 1996 : 46).

Jedoch ergibt sich hier wiederum die Frage ob Konzepte wie Nationalcharakter und Basispersönlichkeit überhaupt empirisch fassbar sind. Allerdings stehen dem manche Erfahrungen und Überzeugungen gegenüber, die eben doch psychologische Gemeinsamkeiten aufweisen und sich dadurch von Menschen anderer Kulturen unterscheiden.

Wahrnehmung

Das Wahrnehmen scheint auf den ersten Blick ein einfacher Vorgang zu sein. Dem Individuum wird mit Hilfe seiner Sinne ein Abbild der Welt und zwar so, wie sie ist, geliefert. Aus der psychologischen Sicht steht das Wahrgenommene in engen Wechselbeziehungen mit anderen psychischen Bereichen wie etwa mit Aufmerksamkeit, Denken und Sprechen, Lernen, Erinnerung, Emotionen uvm. Somit geht die menschliche Wahrnehmung ständig und grundsätzlich mit dem ganzen Reichtum subjektiver Erfahrung mit ein und ist in die gesamte Persönlichkeitsstruktur eines Menschen eingebettet, einschließlich dessen, das ihm sein Entwicklungsgang sowie seine materielle und kulturelle Umwelt an Sicht- und Denkweisen mitgegeben hat. Der Mensch erlebt somit in der Wahrnehmung seine Welt weder passiv noch neutral, sondern immer aktiv und projektiv. Demnach ist Wahrnehmen also nicht nur natürlich bedingt, sondern größtenteils sozial und kulturell überformt (vgl. Maletzke 1996 : 46ff).

„Menschen verschiedener Kulturen nehmen die Welt auf je eigene Weise wahr, Wahrnehmung erweist sich somit als ein kulturelles Strukturmerkmal“
(Maletzke 1996 : 48).

Der Mensch geht beim Wahrnehmen immer selektiv vor. Bestimmte Gegenstände und Dinge werden bewusst, wach und aufmerksam wahrgenommen. Andere Objekte hingegen werden in groben Umrissen oder auch gar nicht beachtet. Je nach dem wie wichtig ein Gegenstand dem Wahrnehmenden ist, desto mehr schenkt er ihm Bedeutung. Eben diese Bedeutsamkeit ist von Kultur zu Kultur unterschiedlich (vgl. Maletzke 1996 : 48ff).

Zeiterleben

Zeit gilt für Philosophen als Formalkategorie, die allen Menschen gleichermaßen vorgegeben ist. Jedoch kann Zeit viel bedeuten im konkreten Erleben und Handeln. Alleine in der Vorstellung davon, was Zeit ist. Es gibt viele Möglichkeiten mit Zeit umzugehen, diese variieren von Kultur zu Kultur und stellen kulturspezifische Strukturmerkmale dar.

Manche Zeitvorstellung anderer Kulturen sind von dem westlichen Konzept so verschieden, dass sie als höchst fremd wahrgenommen werden. Sie unterscheiden sich auch darin voneinander, dass sie sich schwerpunktmäßig stärker an der Vergangenheit oder der Gegenwart oder an der Zukunft orientieren. Stark zukunftsorientiert sind „calvinistisch“ beeinflusste Kulturen, zu deren Weltsicht harte Arbeit und Erfolg zusammen mit einer anspruchslosen Lebensweise als Positivum gilt. Viele asiatischen Kulturen leben in der Vergangenheit, so

zum Beispiel die Chinesenen mit ihrem „Vorfahrenkult“. Hingegen Lateinamerikaner und Meschen des Mittelmeerraumes, aber auch Afrikaner als eher gegenwartsorientiert gelten.

Vorallem im Umgang mit der Zeit werden kulturelle Unterschiede deutlich. Unter „pünktlich“ versteht jede Kultur etwas anderes. Zwar ist Pünktlichkeit immer mit der Uhrzeit verbunden. Während bei dienstlichen und offiziellen Anlässen in Europa strikte Pünktlichkeit „auf die Minute genau“ bedeutet, kommt man in Lateinamerika üblicherweise immer 45 Minuten „zu spät“. Auch bei geschäftlichen Terminen muss man oft mit langen Wartezeiten rechnen, welche für die Nordamerikaer und Europäer beleidigend wirken.

Ein weiteres Beispiel für den verschiedenen Umgang mit der Zeit ist Brasilien. Sowohl private als auch öffentliche Uhren sind nicht exakt eingestellt, sie geben auch nie präzise die Zeit an. Vor allem mit den Begriffen „früh“ oder „spät“ wird sehr großzügig umgegangen. Während Nordamerikaner ein schlechtes Bild von Personen haben, die oft zu spät kommen, messen Brasilianer diesen Verfehlungen ein geringeres Gewicht zu (vgl. Maletzke 1996 : 53ff).

Raumerleben

Auch beim Raum lassen sich wie bei der Zeit, zwei verschiedene Aspekte erkennen. Auf der einen Seite das Konzept von Raum, was wir darunter verstehen und andererseits der Umgang mit Raum. Die Kulturbedingtheit des Umgangs mit Raum wird am Beispiel von vier Themenkreisen verdeutlicht (vgl. Maletzke 1996 : 57ff):

- der private Raum
- die räumliche Orientierung
- interpersonale Distanz
- Raumgestaltung (Maletzke 1996 : 59)

Zumindest zeitweilig braucht jeder Mensch „Privatheit in einem privaten Bereich“. Wird diese Zone von jemanden verletzt, so wird der Eindringling als erdrückend, taktlos, grob und aggressiv erlebt. Diese Zonen werden bei Tieren als „Territorien“ bezeichnet. Während bei Tieren diese Zonen artspezifisch festgelegt sind, sind beim Menschen Umfang und Merkmale des Territoriums von Kultur zu Kultur verschieden. Vor allem im Mittelmeerraum sind eigene

Einstellungen zum Raum und zur Privatsphäre zu beobachten. In diesen Kulturkreisen leben die Mitglieder dichter zusammen als Nordeuropäer, Engländer und Nordamerikaner.

Auch in der Art und Weise wie sich Menschen räumlich orientieren lassen sich kulturspezifische Unterschiede erkennen. In der Welt der Eskimos gibt es für Fremde kaum Anhaltspunkte. Oft mangelt es an visuellen Fixpunkten, dennoch finden Eskimos ihren Weg auch über große ihnen unbekannte Strecken. Wenn zum Beispiel ein Amerikaner durch eine komplexe und chaotische Stadt fährt, dann orientiert er sich an Straßenmerkmalen und Hinweisschildern. Er geht davon aus, dass diese Straßen immer in Form eines rechtwinkligen Gitters angelegt sind. So ähnlich haben auch Eskimos ihre Bezugspunkte. Für ihn bieten die Richtung und Geruch des Windes in Verbindung mit einem Gefühl für Eis und Schnee unter den Füßen Hinweise, die es möglich machen den richtigen Weg zu finden.

Die als angemessen empfundene räumliche Distanz zwischen Interaktionspartnern variiert ebenfalls von Kultur zu Kultur (vgl. Maletzke 1996 : 59ff). Nach HALL lassen sich vor allem im nordamerikanischen Kulturbereich mehrere Distanzzonen erkennen, die jeweils für bestimmte soziale Situationen charakteristisch sind:

- Intimate Distance
- Personal Distance
- Social Distance
- Public Distance (Maletzke 1996 : 61)

Die Intimdistanz ist gekennzeichnet durch Sexualität, aber auch durch alle engeren Berührungen. Bei der persönlichen Distanz sind zwar auch noch Körperkontakte möglich, aber ohne intime Beziehungen. Für die soziale Distanz sind unpersönliche Geschäftsgespräche charakteristisch. Bei der Begegnung mit bedeutenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens stellt sich die öffentliche Distanz mehr oder weniger von selbst ein (vgl. Hall 1969 : 113ff).

Die Interaktionsdistanz ist in Lateinamerika viel geringer als in den USA. In Südamerika können Menschen erst dann behaglich miteinander reden, wenn sie dicht beieinander stehen – bei einer Nähe, die bei Nordamerikanern schon entweder sexuelle oder feindliche Gefühle wachruft. Wenn demnach Nord- und Südamerikaner miteinander sprechen, dann kann es zu einem dauernden Zurückweichen des einen und einem Nachrücken des anderen Partners kommen. Nicht selten versuchen deswegen Nordamerikaner in lateinamerikanischen Ländern sich hinter Tischen und Stühlen zu verbarrikadieren um die einheimischen Partner auf Distanz

zu halten. Diese auf der anderen Seite versuchen über dieses Hindernis hinweg zu steigen um die für sie angenehme Nähe zu finden (vgl. Hall 1959 : 209).

Verschiedene Kulturen haben auch eigene Vorstellungen und Muster in der Art und Weise wie sie einen Raum gestalten. Dies erstreckt sich auf ein breites und buntes Spektrum von Erscheinungsformen, von Stadtlagen über den Hausbau bis hin zur Raumausstattung. Beispiel: In der Regel sind amerikanische Städte nach dem einfachen Muster rechtwinkliger Gitter angelegt, mit denen man sich schnell und leicht orientieren kann. Aus diesem Grund haben Nordamerikaner Schwierigkeiten, sich in europäischen Städten zu Hause zu fühlen (vgl. Hall 1969 : 103).

Denken

Es erscheint einem als natürlich, dass Menschen mit verschiedenen Weltsichten, Verhaltensmustern und Wertorientierungen auch Verschiedenes denken. Auch die Art und Weise, wie Menschen denken variiert von Kultur zur Kultur (vgl. Maletzke 1996 : 63).

„Man kann behaupten, ein beträchtlicher Teil der Kommunikationsschwierigkeiten, mit denen sich die Menschheit seit jeher herumgeplagt hat und heute noch herumplagt, ist zurückzuführen auf Unterschiede in den Denkformen“
(Maletzke 1996 : 63).

Wie und was Menschen denken, wird hauptsächlich durch den Bezugsrahmen bestimmt der von Kultur zu Kultur verschieden ist. Dieses Konzept will der Tatsache gerecht werden, dass das Erleben und Handeln dadurch mitbestimmt wird, dass die jeweiligen Gegebenheiten immer in größeren Zusammenhängen, aus einer vorgegebenen Perspektive gesehen werden. Das bedeutet, dass ein und dasselbe Objekt je nach dem Rahmen für das Individuum etwas Verschiedenes bedeutet (vgl. Maletzke 1996 : 67).

Ein weiteres Beispiel bietet folgende Zeichnung:

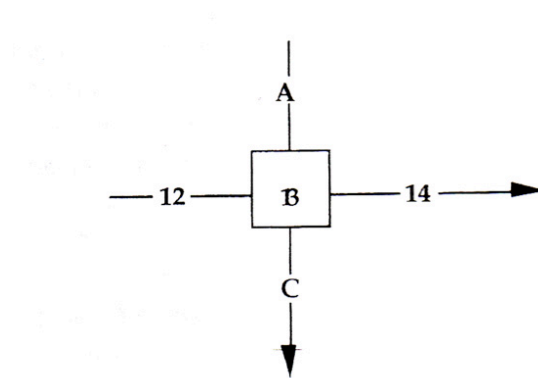


Abb. 6: Darstellung Bezugsrahmen (Kriz 1986 : 86)

Abhängig davon, ob man das Bild vertikal oder horizontal betrachtet, so liegt ein verschiedener Bezugsrahmen vor. Entweder interpretiert man den Inhalt als „B“ oder als „13“.

„Dabei ist wieder einmal zu bedenken, dass ein solcher Rahmen den Menschen in der Regel gar nicht bewusst ist. Er gehört zu den ‚Selbstverständlichkeiten‘ einer Kultur. Und eben diese Selbstverständlichkeiten sorgen bei der interkulturellen Begegnung für Schwierigkeiten, Reibungsflächen, Missverständnisse“ (Maletzke 1996 : 69).

Nichtverbale Kommunikation

Zwar ist die verbale eines der differenziertesten und leistungsfähigsten Instrumente zwischenmenschlicher Verständigung, jedoch dient eine große Zahl an Verhaltensweisen der Bedeutungsvermittlung. Bei Körpersprache oder auch „nichtverbale Kommunikation“ handelt es sich um einen außerordentlich komplexen Forschungsgegenstand. Die Erscheinungsformen der nichtverbalen Kommunikation sind bedeutend kulturell überformt. In verschiedenen Kulturen kann ein und dieselbe Form sogar Gegensätzliches bedeuten und wird so zu einer Quelle gravierender Missverständnisse in der interkulturellen Bedeutung. Es gibt so viele verschiedene Formen, jedoch konzentriert sich die Autorin an dieser Stelle auf Mimik, Gestik und Paralinguistik.

Alle Vorgänge im Gesicht werden als „**Mimik**“ bezeichnet. Dazu zählen Ausdrucksweisen, wie Weinen und Lachen, diese Phänomene gelten allgemeinmenschlich und natürlich. Auch diese Erscheinungsformen sind kulturspezifischer Art. In den meisten westlichen Ländern wird Lachen mit Witz und Fröhlichkeit verbunden. In Japan jedoch ist Lachen ein Anzeichen von Verwirrung und Unsicherheit. Dieser Umstand sorgt oft für Missverständnisse. Wenn in

der Geschäftswelt zum Beispiel ein Europäer seinem Zorn Luft macht und sein japanischer Partner aus Verlegenheit mit Lachen antwortet. Wenn der Europäer diese Eigenart nicht kennt, könnte er dieses Verhalten fehlinterpretieren und sein Zorn würde sich noch mehr steigern. Weiters zählen zur Mimik auch Blickkontakte, hierbei gibt es unzählige kultur-spezifische Varianten. Während in den westlichen Kulturen der direkte Blickkontakt sehr wichtig ist, wird dies in manchen Kulturen Asiens als respektlos gesehen. Asiatischen Frauen ist überhaupt nicht gestattet anderen Menschen mit Ausnahme des Ehemannes in die Augen zusehen.

Körpersprache im engeren Sinn, sprich alles was mit Hilfe von Körperbewegungen mitgeteilt wird fällt unter „**Gestik**“. In Kontakt mit Menschen anderer Kulturen kann es vorkommen, diese Menschen bewegen sich „unnatürlich“. Wenn zum Beispiel Europäer, sie über sich selbst sprechen und auf ihre Brust zeigen, erscheint das den Japanern seltsam, denn sie legen dafür ihren Finger auf die Nase. Das Händeschütteln ging erst in jüngster Zeit von Europa aus um die ganze Welt und hat sich dort verbreitet. Für Chinesen ist dieses Verhalten verabscheuend, denn sie wollen nach Möglichkeit jeden Körperkontakt mit Fremden vermeiden. Inder und Pakistani gelten als „Kontakt-Kulturen“, sie berühren Menschen besonders häufig, stehen dichter beieinander, holen sich Blickkontakt und sprechen laut miteinander (vgl. Maletzke 1996 : 76ff).

Beim Reden lassen sich zum Beispiel leise und laute Kulturen unterscheiden. Diese Tatsache fällt und die „**Paralinguistik**“. Hier geht es nicht darum was ein Mensch sagt, sondern um das wie, also die Art und Weise des Sprechens. Amerikaner werden in Europäer als besonders laut empfunden, während Engländer immer darauf bedacht sind ihr Sprechen akustisch direkt auf den Partner auszurichten. Das erscheint dem Amerikaner schon fast wie eine Verschwörung (vgl. Hall 1969 : 142ff). Auch bei der Geschwindigkeit des Sprechens sind kulturspezifische Unterschiede erkennbar. Menschen im romanischen Sprachraum sagt man schnellem Reden nach, wo hingegen die Finnen relativ langsam und mit langen Pausen sprechen. Diese Eigenart brachte ihnen das Image ein, sie würden auch einfach denken und schwerfällig handeln (vgl. Maletzke 1996 : 79).

Wertorientierungen

Allem Denken, Erleben, Handeln liegen Wertorientierungen zugrunde. Während dem Prozess der Sozialisation werden diese Orientierungen von einer Generation zur nächsten weitergegeben. Im Rahmen eines sozialen Wandels sind Veränderungen möglich. Es ist von Kultur zu Kultur verschieden, welchen Werten Menschen Gewicht zumessen, welche Werte große Bestimmungskraft haben und welche nur wenig Beachtung finden. Ähnlich der anderen Strukturmerkmalen, sind sie den Menschen nicht bewusst. Erst in der Begegnung mit Menschen anderer Kulturen mit eigenen Wertorientierungen wird man sich erst dessen bewusst. Wieviele und welche Werte man ansetzt, ist eine mehr oder weniger willkürliche Entscheidung (vgl. Maletzke 1996 : 80ff).

Verhaltensmuster

In jeder Kultur gibt es eigene Vorstellungen davon, wie sich ein Mensch „richtig“ oder „falsch“ verhält. Diese kulturspezifischen Verhaltensmuster können in verschiedenen Kulturen durchaus verschiedenes bedeuten. Da „menschliche Verhaltensweisen“ außerordentlich komplex und vielgestaltig sind. An dieser Stelle liegt das Hauptaugenmerk auf „Sitten, Normen und Rollen“.

Sitten und **Normen** sind „Verhaltensregeln“, die festlegen, wie sich ein Mensch einer Kultur zu verhalten hat. Anders als bei Wertorientierungen, die auf einer recht allgemeinen Ebene zu verorten sind, erstrecken sich Sitten und Normen auf der „konkreten Ebene des Alltagsverhaltens“ und sind damit oft mit ganz speziellen Situationen verknüpft. Zu den kulturspezifischen Sitten und Normen zählt auch die Art und Weise, wie man seine Kinder erzieht, sprich wie man sie im Prozess der Sozialisation in die Gesellschaft hineinwachsen lässt. Oft variieren Sitten und Normen beträchtlich von Subkultur zu Subkultur.

Menschen erwarten immer von ihren Mitmenschen, dass sie sich in bestimmten Situationen auf eine bestimmte Art und Weise verhalten. Diese Verhaltensformen, die durch Erwartungen der Gruppe an den Einzelnen festgelegt werden, bezeichnet man in den Sozialwissenschaften als „**Rollen**“. Solche „Rollenerwartungen“ können auf das einzelne Individuum starken sozialen Druck ausüben, denn wer sich anders verhält, als durch die geltenden Rollenmuster vorge-schrieben, so wird er bestraft oder aus der Gruppe ausgeschlossen. Anders als im Theater, wo

eine Rolle „nur“ gespielt wird, lebt der Mensch im Alltag zeitweise ganz in seiner Rolle (vgl. Maletzke 1996 : 91ff).

Soziale Gruppierungen und Beziehungen

Anders als wir annehmen ist die soziale Strukturierung einer Gesellschaft sowie der Verlauf der sozialen Beziehungen kulturspezifisch gekennzeichnet ist. Beziehungen und soziale Gruppierungen sind kulturelle Strukturmerkmale. Wobei sich die beiden Aspekte der Gruppierungen oder auch Strukturen und Beziehungen oder Prozesse nur theoretisch „analytisch“ voneinander trennen lassen, denn in der Realität sind sie untrennbar miteinander verbunden. In allen sozialen Strukturen laufen Prozesse ab, welche immer durch Strukturen bedingt und mitbestimmt werden. In jeder Gesellschaft ist eine vielfältige Gliederung vorzufinden und es wäre unmöglich auf sämtliche Gruppen einzugehen. Um darstellen zu können wie breit das Spektrum kulturspezifischer Gruppierungen ist, dienen die Themenkreise Familie, Klassen und Kasten, Status und Eliten als Beispiele.

In den Industrieländern hat sich, während der letzten zwei Jahrhunderten, die **Familie** in ihrer Struktur und Funktion erheblich verändert. In Großfamilien lebten oftmals mehrere Generationen gemeinsam unter einem Dach. Diese wurden durch die Kleinfamilie, deren Mitglieder viel „Handlungs- und Entscheidungsfreiheit“ haben, abgelöst. Allerdings existiert die Großfamilie in weiten Teilen der Erde weiterhin mit ihrem starken Einfluss auf das Denken, Erleben und Verhalten der einzelnen Mitglieder. Hier übt das Familienoberhaupt eine beträchtliche Kontrolle über die jüngeren Angehörigen aus – meist auch dann noch, wenn diese schon verheiratet sind. Aus diesem Grund leben mehrere verheiratete Paare mit Kindern in einem gemeinsamen Haushalt, da die wirtschaftliche Verantwortung von der ganzen Gruppe getragen wird. Freilich spielt die Familie überall nach wie vor eine wichtige Rolle im Leben der Menschen, doch gibt es hier beträchtliche Unterschiede in der Intensität, mit der das Individuum sich seiner Familie verbunden oder verpflichtet fühlt. In Mittel- und Nordeuropa, aber auch in Nordamerika ist diese Intensität im Vergleich zu anderen Kulturen sehr gering. Vergleicht man die japanische Familie mit der westlichen so werden hier Funktionsunterschiede sichtbar. Die Familie ist in Japan wie auch im Westen die „Primärgruppe“ und der „Ort“, wo man Einstellungen und Wertorientierungen lernt. Die wichtigste Funktion der Kleinfamilie ist im Westen, den Nachwuchs auf ein Leben außerhalb der Familie vorzubereiten um eine Rolle in der größeren Gesellschaft einzunehmen. In Japan hingegen wird die Familie als etwas

Überdauerndes, unabhängig von Geburt und Tod ihrer Mitglieder betrachtet. Die Kinder werden hier nicht auf ein Leben außerhalb vorbereitet, sondern man betrachtet die Familie selbst als Grundlage aller sozialen Ordnung.

Ob es in modernen Industriegesellschaften noch „**Klassen**“ gibt, darüber lässt sich streiten, aber es gibt noch zahlreiche Kulturen, in denen das Leben weithin durch „Klassenstrukturen“ bestimmt wird. Ungeachtet moderner Ideale werden in manchen Ländern solche Strukturen strikt beibehalten. Bedienstete gehören beispielsweise einer niedrigen Klasse an und es wirkt unschicklich und störend, wenn man sie in ein Gespräch mit einbezieht. Ein spezifisches Klassensystem ist das „**Kastenwesen**“ in Indien. Offiziell ist dieses System zwar abgeschafft, jedoch liegt es nach wie vor der gesamten Gesellschaftsstruktur zugrunde und überformt in hohem Maße das Leben der Inder. Hier ist wichtig, dass jede Kaste oder Subkaste für sich bleibt und die Vermischung mit anderen Kasten vermeidet.

In allen größeren Gesellschaften gibt es eine hierarchische Gliederung. Die Stellung, die ein Individuum in dieser Rangordnung einnimmt bezeichnet man als „**Status**“. Je höher der Status einer Person ist, desto mehr Prestige und Autorität kommt ihr zu. Diese Kriterien sind von „Kultur zu Kultur“ und innerhalb einer Kultur von „Funktion zu Funktion“ verschieden. Beispiele für solche Kriterien sind Alter, Herkunft, Bildungsstand, besondere Kenntnisse, Familienname, das Geschlecht und auch die physische Attraktivität. Menschen, die einen hohen Status besitzen, haben auch bestimmte Rechte, wie zum Beispiel bei einer Zusammenkunft als erster zu sprechen, Anweisungen und Befehle zu erteilen oder auch bei Entscheidungen mitzuwirken. Diese sozialen „Strukturaspekte“ sind in fast allen Gesellschaften anzutreffen. Gesellschaften und Kulturen unterscheiden sich jediglich in den Kriterien, die den Status bestimmen. Vor allem den „**Eliten**“ widmen Sozialforscher besonderes Interesse. Also jenen Gruppen, die zwar klein, aber höchst einflussreich sind, die in der sozialen Rangordnung ganz oben stehen. Diese bestimmen entscheidend das geistige, aber unter anderem auch das politische Leben eines Volkes. Eliten in Entwicklungsländern befinden sich oft von ihrem Selbstverständnis her in einer schwierigen und „zwiespältigen“ Situation. Zum einen fühlen sie sich dem Volk und ihrer Kultur zugehörig, zum anderen sind sie aber ihrem Volk entfremdet. Meist wurden sie in westlichem Denken erzogen und so orientieren sich in ihren Einstellungen, Werthaltungen und ihrem Lebensstil am Westen und dennoch sind sie von ihrer Kultur mit ihren Sitten und Normen beeinflusst. Ein Beispiel dafür ist die indische Elite während der Kolonialzeit: Sie wurden nach westlichem, speziell dem britischen Muster erzogen und dabei

vertraten sie oft die westlichen Denkweisen engagierter als die Briten selbst. So eine Position zwischen zwei Kulturen wird auch als „Marginalmensch“ bezeichnet. Sein Problem liegt darin, das er zwischen zwei sozialen Systeme geraten ist und sich mit zwei – eigentlich unvereinbaren – Bezugsgruppen identifizieren will, er möchte also zwei Rollen gleichermaßen gerecht werden. Daraus folgen fast immer Unsicherheiten und Ängste.

Es laufen immer unterschiedliche Beziehungen zwischen und auch innerhalb sozialen Gruppen ab. Auch hier sind die Erscheinungsformen dieser Prozesse kulturell überformt und es gibt eine Vielzahl kulturspezifischer Möglichkeiten. Als Beispiele dienen nun die Themen Individuum und Gruppe, Freundschaft, das Gesicht wahren und zur Sache kommen.

Das Individuum und die Gruppe sind wechselseitig aufeinander bezogen. Auf der einen Seite gibt es Gesellschaften und Kulturen, in denen das Gewicht beim Individuum liegt, sprich bei einer Selbstbestimmung der Person. Auf der anderen Seite stehen dem Gesellschaften und Kulturen gegenüber, in denen die Unterordnung unter der Gemeinschaft, das Kollektiv als angemessenes soziales Verhalten gilt. Dazwischen erstrecken sich viele Misch- und Zwischenformen. Menschen des „westlichen Kulturkreises“ sind oft auf Individualität hin orientiert. Vor allem andere Kulturen interpretieren diese Haltung oft als stur, arrogant und selbstherrlich. Aber auch in den westlichen Kulturen wird ein allzu strikter Individualismus häufig abgelehnt. Als besonders gruppenorientiert gelten Menschen aus beispielsweise Japan, China, Russland und vor allem in den meisten afrikanischen Ländern. Dabei ist diese Orientierung meist mit einem besonderen Harmoniebedürfnis verbunden, wobei dieses mit dem Wunsch einhergeht, soziale Missstände, Verstimmungen, Streit und Auseinandersetzungen zu vermeiden. Im Regelfall bedeutet Gruppenorientiertheit ein konservatives Denken mit dem Wunsch, das „Altherkömmliche“ zu bewahren und sich nicht auf „gefährliche“ Neuerungen einzulassen. In manchen Kulturen ist das Bedürfnis Anderen nicht wehzutun so stark ausgeprägt, dass es dort unmöglich ist direkt „Nein“ zu sagen.

„Freundschaft“ ist ein weiteres Beispiel für kulturspezifische soziale Beziehungen. Vor allem in den USA bedeutet das Wort etwas anderes als in vielen anderen Ländern. Im ersten Augenblick wirkt das Ausmaß an Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft überwältigend, allerdings je länger man dort bleibt, desto mehr erkennt man einen Mangel an tiefer Bindung. Diese oberflächliche Beziehung lässt sich nur aus der Kultur heraus verstehen. In manchen Kulturen entwickeln sich Freundschaften nur langsam. Ein Mensch hat dann meist wenige Freunde, denen er sich aufs engste verbunden fühlt, dabei ist ein Freund ein Freund – komme was wol-

le. In Amerika ist das ganz anders. Die meisten Amerikaner haben viele Freunde für verschiedene Situationen, zum Beispiel für Sport, Freizeit, gegenseitigen Beistand in schwierigen Situationen, für Parties, etc. Russen hingegen pflegen wenige, aber dafür tiefe Freundschaften. Sie sind verbunden mit einer „fast totalen Verpflichtung“ zur Gemeinsamkeit – der Freund wird in seiner gesamten Person und Persönlichkeit „vereinnahmt“.

In speziellen Kulturkreisen ist das „Gesicht zu wahren“ ein sehr wichtiges Erfordernis in sozialen Beziehungen. Zwar ist das für niemanden angenehm sich in der Öffentlichkeit zu blamieren, jedoch spielt ein solcher Vorgang in manchen Kulturen eine besonders wichtige Rolle. Dabei „berührt“ der Gesichtsverlust den Kern der Persönlichkeit und verletzt einen bis hin zur Unerträglichkeit. Vor allem bei Chinesen, Koreanern, Japanern und Arabern ist dieses Phänomen sehr stark ausgeprägt. In diesen Kulturen darf man selbst seinen besten Freund nur unter vier Augen kritisieren. Würde man dies im Beisein einer anderen Person tun, wäre das eine unverzeihliche Kränkung.

Auch kulturell überformt ist die Art und Weise, wie man zur Sache kommt. Während Europäer und Nordamerikaner es dabei eher eilig haben, empfinden Japaner, Araber und auch viele Afrikaner dieses Verhalten als rüde und unhöflich. Sie nehmen sich erstmal Zeit um eine gute Beziehung zu seinen Partnern aufzubauen und „kommen erst danach auf den Punkt“. Für europäische und nordamerikanische Partner erscheint dieses „Procedere“ als Zeitverschwendung (vgl. Maletzke 1996 : 99ff).

II.II. Sozialisation

Sozialisation oder auch Sozialisierung ist der „weitgefasste Begriff für den Prozess der Menschwerdung, der Vergesellschaftung und die Individuierung gleichermaßen umfasst“ (Mühlbauer 1980 : 25). Wie oben schon erwähnt, versucht die Soziologie stets nachzuweisen, dass sich die menschliche Persönlichkeit nur innerhalb einer Gesellschaft herausbildet und ihre Lebenswelt gesellschaftlich-historisch vermittelt ist (vgl. Hurrelmann 1976 : 16). Mit der leiblichen Geburt steht der Mensch somit erst am Beginn seines „eigentlichen Geborenwerdens“ – denn laut CLAESSENS wird er erst durch seine „zweite soziokulturelle Geburt“ zum Menschen. Die Grundlage der Sozialisation ist die soziale Bindung des Individuums an seine Umwelt, die sich über unterschiedliche Bezugsgruppen – anfangs die Herkunftsfamilie, später Peers und die Kollegen – fassen lässt. Das ist zunächst plausibel, wird aber noch dadurch verstärkt, dass Menschen in eine „vorgefundene Welt“ hineingeboren werden (vgl. Grundmann 2006 : 20).

„Es steht außer Frage, dass jeder Mensch in eine Welt hineingeboren wird, die schon bestimmte Eigenschaften besitzt: Eltern, die Nahrung und Schutz spenden, Mitmenschen, die Anleitungen und Hilfestellungen leisten und die wissen, was in bestimmten Situationen zu tun ist. Die Bindung Neugeborener an soziale Bezugspersonen setzt jedoch einen weiteren Prozess in Gang. Durch die Beziehung zu unseren Mitmenschen übernehmen wir wie selbstverständlich Handlungsweisen, die wir als Bestandteil des sozialen Lebens kennenlernen“
(Grundmann 2006 : 20).

Für Neugeborene gibt es zunächst nur die Welt ihrer unmittelbaren Umgebung. Im Laufe ihrer Entwicklung wird diese „einfache Sicht“ erweitert und es wird erkannt, dass es viele verschiedene „Wirklichkeiten“ und „Wahrheiten“ gibt und sich Bedürfnisse und Interessen sowie An- und Einsichten der Bezugspersonen deutlich voneinander unterscheiden können. Anfangs orientieren sich Heranwachsende dabei noch an ihren konkreten Bezugspersonen, dabei lernen sie die soziale Welt so kennen, wie sie von den Bezugspersonen vorgelebt und vermittelt wird. Im Zuge ihrer Persönlichkeitsentwicklung wird der Erfahrungshorizont und persönlichen Handlungsmöglichkeiten erweitert. Diese „natürlichen Bindungen“, die über den Prozess der Sozialisation vollzogen werden, lassen sich auch als dem „Gattungswesen Mensch“ eigentümlichen Universalien deuten und werden erkennbar durch die der „menschlichen Sozialität innewohnenden Tendenz“ zur Kollektivbindung. In einer der menschlichen Kulturen eigenen sozialen Handlungsorientierung schlägt sich die „Kultivierung von Gemeinnutz“ nieder und wird vor allem in der Bildung von sozialen Netzwerken und in Prozessen der Gemeinschaftsbildung, in denen Menschen die Form ihres Zusammenlebens aushandeln und organisieren, besonders deutlich (vgl. Grundmann 2006 : 20ff).

Die Sozialisation macht Gesellschaft möglich, bindet Individuen sozial aneinander und bringt Kulturen des „sozialen Miteinanders“, die die menschliche Gesellschaften auszeichnen, hervor (vgl. Grundman 2006 : 24ff).

Handlungsorientierungen, die für die Sozialisation grundlegend sind, lassen sich in unterschiedlichen Lebensbereichen und Kontexten näher bestimmen:

- Menschen (Akteure) orientieren sich an sozialen Kollektiven, mit denen sie ihren Lebensraum und ihre Erfahrungen teilen, wie die Herkunftsfamilie, die Ethnie oder auch das eigene Geschlecht.
- Die grundlegenden sozialen Beziehungen ergeben sich aus Generationsbeziehungen, die durch ein natürliches „Autoritätsverhältnis“ bzw. die Hierarchie zwischen Jung Alt (Bsp.: Verhältnis zwischen Eltern und Kindern) auszeichnet.
- Diese Einschätzungen von Autorität und Hierarchie decken sich mit der Orientierung an Gleichen, also jenen Bezugspersonen, denen es ähnlich geht oder die sich in einer ähnlichen sozialen Lage oder Situation befinden. Für Heranwachsende sind das Geschwister oder Gleichaltrige und für Erwachsene sind das Freunde, Kollegen, Menschen mit ähnlichen Interessen usw.
- Auch solche sozialen Handlungsorientierungen, die mit denen die eigenen Handlungsfähigkeiten gemessen werden können, spielen hier auch eine Rolle. Die Einschätzung von Handlungsoptionen und -fähigkeiten orientieren sich dabei an einem Marktmodell, das anfangs ganz spielerisch als Wettkampf erlernt wird und später mit konkreten Leistungsvergleichen und Statuszuschreibungen einhergeht (vgl. Grundmann 2006 : 31).

Diese Handlungsorientierungen erklären, warum sich Menschen in ihrem Handeln an „Artgenossen“ orientieren und ihre Handlungsbezüge nicht zufällig, sondern immer mit der Absicht entstehen, eine soziale Beziehung aufzubauen. Diese ist für die Sicherung des eigenen Lebens und der Reproduktion der Gattung essentiell und erfordert Verständigung sowie einen spezifischen Umgang miteinander (vgl. Grundmann 2006 : 31ff).

Der Mensch wird als formbares Wesen geboren und ist regelrecht abhängig von sozialen Beziehungen. Sein Verhalten ist bestimmt von seinen Erfahrungen mit der sozialen Umwelt; vieles scheint auf den ersten Blick „natürlich“, ist aber Ergebnis von kulturspezifischen Lernprozessen. Durch die Auseinandersetzung mit anderen Kulturen und Gesellschaftsformen

wird deutlich, dass das menschliche Verhalten grundsätzlich auch anders angelegt sein kann. In anderen Kulturen können geschlechtsspezifische Rollenverhalten, Werte oder auch religiöse Vorstellungen vollkommen entgegengesetzt ausgebildet sein. Im Laufe des Lebens wird der Mensch vielen verschiedenen Vorstellungen der Gesellschaft ausgerichtet sein und lernt die Übernahme von Werten, Gefühlen, Normen und Rollenbildern mit dem Ziel, diese zu verinnerlichen (vgl. Stracke-Mertes 2003 : 167ff).

„Die in seiner Gesellschaft existierenden sozialen, kulturellen, rechtlichen, religiösen, moralischen Vorstellungen und Verhaltensweisen sollen zum Teil seiner Persönlichkeit werden und damit den Bestand der Gesellschaft sichern. Zugleich ist aber jeder Mensch völlig neu. Auch er nimmt Einfluss auf seine soziale Umgebung und verändert diese. Jeder Mensch ist eine Chance für diese Welt“ (Stracke-Mertens 2003 : 168).

Der Mensch lernt im Verlauf seiner Sozialisation innerhalb einer bestimmten Kultur und Gesellschaft/Gruppe in sozial anerkannter Weise zu leben, dabei wird er in eine bestimmte Gruppe hineingeboren, die sich wiederum in einer größeren Gruppe/Gesellschaft bewegt. Innerhalb allen Gruppen existieren ganz bestimmte Normen, Konventionen, Erwartungen, Tabus und Wertvorstellungen. In Folge seiner Erziehung lernt das Individuum diese Erwartungen zu übernehmen und das ist auch der Grund, dass es ihm gelingt einerseits in sozial anerkannter Weise zu leben, andererseits gibt er dadurch auch eine bestimmte Einstellung auf.

Dieser Prozess der Sozialisation ist nicht nur eine einseitige Einflussnahme durch die soziale Gruppe auf das Individuum, da der Mensch sich durchaus gegen das herrschende Wertesystem oder gegen angetragene Rollenmuster entscheiden kann. In bestimmten Entwicklungsphasen ist das auch durchaus normal und beinhaltet ein soziales Entwicklungspotential. Zwar ist der Prozess der Sozialisation grundsätzlich ein lebenslanger Vorgang, wobei in der frühen Kindheit schon ganz bestimmte Grundmuster durch die Familie vermittelt werden (vgl. Stracke-Mertens 2003 : 168ff).

„Innerhalb der primären Sozialisation, geprägt durch die Familie und Schule, werden wichtige Grundbereitschaften des Verhaltens festgelegt: Verschlossenheit, Weltoffenheit, Interesse, Toleranz, Vertrauen, Liebesfähigkeit, Aufrichtigkeit usw.“ (Stracke-Mertens 2003 : 169).

Die Übernahme von bestimmten Verhaltensnormen wird durch die frühe Sozialisation bestimmt. So lernt das Individuum sich an normative Vorgaben zu halten und erfährt so soziale Akzeptanz. Weiters bewirkt Sozialisation die Zuweisung bestimmter Rollenbilder und Positionen innerhalb der Gesellschaft. Wie oben schon erwähnt, vollzieht sich der Sozialisationsprozess in ganz bestimmten sozialen Gruppen – Sozialisationsinstanzen. Dazu zählen Familie,

Schule, Arbeitswelt, Freunde, Religionsgemeinschaften, Medien, Vereine, Arbeitsbereich, Ehe uvm. Wie stark die Sozialisationsinstanzen auf das Individuum wirken, hängt von der Macht- oder Einflussgröße der jeweiligen Instanz bzw. von dem Maß der Abhängigkeit des Individuums ab. Um die Einflüsse der Sozialisationsinstanzen zu verstehen, ist es notwendig, zwischen zwei Formen zu unterscheiden. Eltern, Schule, Jugendgruppen und Arbeitsstätten haben ganz bestimmte Vorstellungen davon, wie sich ein Mensch zu verhalten hat. Diese formulieren sich in Werten, Verhaltensweisungen, Tugenden, erwünschten Eigenschaften usw. Die Vermittlung derer geschieht bewusst, planmäßig und absichtlich – die Schule ist beispielsweise größtenteils durch intentionale Sozialisation bestimmt. Parallel der zielgerichteten Erziehung erfährt der Mensch jedoch weitere Einflüsse auf seine Person. Vom Beginn seiner Entwicklung nimmt er wahr, wie sich Menschen verhalten, welche Normen, Werte, Tabus und Eigenschaften erwünscht oder unerwünscht sind. Er erfährt auch in weiten Teilen der sozialen Umwelt eine verborgene Beeinflussung. Diese sind nicht offen kontrolliert und gesteuert, sind aber durch soziokulturellen Strukturen der Gesellschaft gekennzeichnet und werden als funktionale Sozialisation bezeichnet. Die Integration des Menschen in soziale Strukturen schafft eine unbegrenzte Fülle von Eindrücken und Informationen, die auf den einzelnen wirken. Dieser Bereich kann für das Individuum von größerer Wirkung sein, als die intentionale Sozialisation (vgl. Stracke-Mertens 2003 : 169ff).

II.III. Gemeinschaft und Gesellschaft

Vom Soziologen Ferdinand TÖNNIES⁶ stammten die ersten Versuche soziale Zusammenhänge voneinander zu unterscheiden. Dabei knüpfte er an „romantisch-philosophische“ Vorstellungen an und reduzierte die Vielfalt sozialer Beziehungsmöglichkeiten auf eine Zweiteilung in soziale Gebilde vom Typus der „Gesellschaft“ und solche vom Typus der „Gemeinschaft“. Zwischen diesen elementaren gesellschaftlichen Formen bewegt sich das wirkliche soziale Leben. Es gibt zwei unterschiedliche Arten des „Zusammenwollens“, die diese zwei sozialen Gebilde begründen. Bei der Gemeinschaft handelt es sich um den „Wesenwillen“ und bei der Gesellschaft um den „Kürwillen“. Das entscheidende Kriterium für die Unterscheidung ist das Ausmaß an mitmenschlicher Vertrautheit und „innerer“ Verbundenheit.

Eine „**Gemeinschaft**“ ist durch einen sozialen Zustand der gefühlsmäßigen, teilweise ethnisch und blutsmäßig begründeten Zusammengehörigkeit, bestimmt. Ihre Mitglieder sind füreinander da, bedeuten und helfen einander. Nach TÖNNIES ist die „Gemeinschaft“ die ursprüngliche Form menschlichen Zusammenlebens und herrscht noch in kleinen, überschaubaren sozialen Einheiten wie zum Beispiel in der Familie, in der Nachbarschaft, im Stamm, im Dorf uvm. Während die „Gesellschaft“ lediglich die sozialen Erfahrungsbereiche, in denen man „nur“ miteinander in Verbindung tritt, um in „egoistischer“ Absicht für sich bestimmte Ziele zu verfolgen, darstellt (vgl. Henecka 2009 : 139ff).

„Keiner wird für den anderen etwas tun oder leisten, keiner dem anderes etwas gönnen und geben wollen, es sei denn um einer Gegenleistung oder Gegengabe willen, welche er seinem Gegebenen wenigstens gleich achtet“
(Tönnies 1887, neu abgedr. 1991 : 34).

Im Gegensatz zur Gemeinschaft bleiben die Mitglieder der **Gesellschaft** einander fremd und akzeptieren sich nur im Hinblick auf ihr gemeinsames Schicksal. Die Gesellschaft repräsentiert entgegengesetzt der ursprünglichen Form der Gemeinschaft die moderne Form des förmlichen und von eigenen Interessen geleiteten Zusammenlebens. Für TÖNNIES sind solche anonymen und entfremdeten Beziehungen typisch für die Lebensverhältnisse in den Groß- und Industriestädten, in Betrieben sowie Organisationen und überhaupt im modernen Staat (vgl. Henecka 2009 : 139ff).

⁶ Ferdinand Tönnies (1855-1936) gilt als einer der Begründer der Soziologie in Deutschland, denn er zählt zu den ältesten unter den drei deutschen Klassikern. Sein Hauptwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ erschien 1887. Er ist auch der Begründer der Soziologie in Deutschland als Fach- oder Einzelwissenschaft (vgl. Carstens 2005 : 7).

Laut TÖNNIES steht der positiven Einschätzung der Gemeinschaft der „bedauerlicherweise“ nicht mehr rückgängig zu machende Fortschritt von der „Kultur des Volkstums“ zur „Zivilisation des Staatstums“ bzw. von der „organischen Gemeinschaft“ zur „mechanischen Gesellschaft“ gegenüber. Ähnlich wie DURKHEIM zeichnet TÖNNIES kritisch den Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft nach. Besonders getroffen hat ihn, dass der sozialromantische Gemeinschaftsbegriff von der nationalsozialistischen Propaganda später zur „Volksgemeinschaft“ ideologisch hochstilisiert wurde⁷. Auf der anderen Seite hat TÖNNIES mit seiner Gemeinschafts-Gesellschafts-Zweiteilung eine ganze Reihe bedeutender Soziologen zu begrifflichen Ergänzungen angeregt, u.a. Max WEBER, der mit „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ den „prozesshaften Charakter beider Phänomene“ unterstreicht (vgl. Henecka 2009 : 140ff).

II.IV. Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung

Aufgrund der denkenden Ordnung der Realität kommt WEBER zu einer kategorisierenden Zusammenfassung regelmäßigen Handelns. Laut ihm sind soziale Gebilde wie Staaten oder Familien nichts anderes als eine „Menge zusammengehörenden sozialen Handelns“, mit einem bestimmten Sinngehalt der Handlungsorientierung. Dies wird am Beispiel der „legalen Herrschaft“ deutlich. Ähnlich wie bei jedem „reinen Typus eines sozialen Gebildes“ muss es sich auch im Falle des „reinen Typus der legalen Herrschaft“ um eine spezielle soziale Beziehung handeln: einer „objektiv beidseitigen Beziehung“⁸. Darunter ist zu verstehen, dass die Beziehung zwischen zwei Akteuren „ontologisch zurückführbar“ auf Akteure, mit bestimmten Eigenschaften ist. Dabei bindet WEBER Mengen sozialen Handelns in „objektiv beidseitigen Beziehungen“ innerhalb „sozialer Gebilde“⁹ als ontologisch von einer Art zusammen und das über deren Sinngehalt. Diesbezüglich unterscheidet WEBER zwischen drei Arten von

⁷ Aufgrund seiner öffentlichen Zurückweisung dieser Umdeutung sowie die damit verknüpfte Kritik an der Person Hitlers und dem Nationalsozialismus kostete ihn letztlich seinen Lehrstuhl in Kiel (vgl. Henecka 2009 : 140ff).

⁸ „Objektiv ‚beiderseitig‘ ist sie natürlich nur insoweit, als der Sinngehalt einander – nach den durchschnittlichen Erwartungen jedes der Beteiligten – ‚entspricht‘, also z.B. der Vätereinstellung die Kindeseinstellung wenigsten annähernd so gegenübersteht, wie der Vater dies (im Einzelfall oder durchschnittlich oder typisch) erwartet“ (Weber 1921 : 14).

⁹ „Soziale Gebilde sind nicht auf einzelnes Handeln reduzierbar, sondern auf artspezifische Mengen des Handelns“ (Albert 2005 : 536)

sozialen Beziehungen: Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung und Kampf¹⁰ (vgl. Albert 2005 : 535ff).

„Vergemeinschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv gefühlter (affektuelle oder traditionaler) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht.

„Vergesellschaftung‘ soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder auf ebenso motivierter Interessenverbindung beruht. Vergesellschaftung kann typisch insbesondere (aber nicht: nur) auf rationaler Vereinbarung durch gegenseitige Zusage beruhen. Dann wird das vergesellschaftete Handeln im Rationalitätsfall orientiert: a) wertrational an dem Glauben an die eigene Verbindlichkeit, - b) zweckrational an der Erwartung der Loyalität des Partners“ (Weber 1984 : 69).

An dieser Stelle kommt der Begriff der „kollektiven Intentionalität“ ins Spiel. Während mit der allgemeinen Intentionalität die „Gerichtheit der Bewusstseinszustände“ in Form von Wünschen, Absichten, Überzeugungen etc. gemeint ist (vgl. Searle 2001 : 120), versteht man unter der „kollektiven Intentionalität“, dass neben einem „ich wünsche, hoffe, meine“ auch ein „wir wünschen, hoffen, meinen“ existiert (vgl. Searle 1997 : 34ff). Die „kollektive Intentionalität“ stellt einen Modus der Intentionalität einzelner Individuen dar; dabei handelt es sich um Eigenschaften ihrer mentalen Zustände, bei denen alle Formen existierender Kollektivsubjekte vermieden werden. WEBER meint mit „Vergemeinschaftung“ genau dieses „affektiv“ begründete „Wir“ als Grundeinstellung eines sozialen Handelns in einer sozialen Beziehung. Daneben steht die „Vergesellschaftung“ als eine Form „kollektiver Intentionalität“. Als mögliche Bedingung dafür ist laut ihm die „Vereinbarung“, damit führt er ein gemeinsames Wissen um das gemeinsame Handeln ein. (vgl. Albert 2005 : 536ff).

Der Begriff der „Vergesellschaftung“ bekommt vor allem in der erneuerten Kritischen Theorie von Jürgen HABERMAS einen zentralen Stellenwert. Diese wiederum stützt sich auf die „Sozialtheorie“ George Herbert MEADS, welche meint, dass „Subjekte“ zwar in eine Gesellschaft hineingeboren werden, aber erst in diese im Prozess der Sozialisation hineinwachsen müssen. Hierbei wird Sozialisation als „Verklammerung von Vergesellschaftungs- und Individuierungsprozessen“ beschrieben, als ein doppelter „Konstruktionsprozess“. Einerseits müssen „Subjekte“ in verschiedene „Sozialräume“, wie zum Beispiel Familie, Gruppen, Institu-

¹⁰ Da für diese Arbeit nur die ersten beiden Formen von größerer Bedeutung sind, wird an dieser Stelle auch „nur“ auf diese eingegangen.

tionen etc. hineinwachsen, andererseits eine „Ich-Identität“ entwickeln, welche eine schrittweise Distanzierung dieser „Sozialräume“ erfordert (vgl. Sutter 2005 : 13).

Laut SIMMEL ist es nicht die Form räumlicher¹¹ Nähe oder Distanz, die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit schafft. Es sind vielmehr diese rein durch „seelische Inhalte“ erzeugten Tatsachen, deren Ablauf zu ihrer Raumform in keinem anderen Verhältnis stehen, als eine Schlacht oder ein Telefongespräch – diese Vorgänge können sich auch nur unter ganz bestimmten Raumbedingungen verwirklichen (vgl. Simmel 1992 : 688).

*„Nicht der Raum, sondern die von der Seele her erfolgende Gliederung und Zusammenfassung seiner Teile hat gesellschaftliche Bedeutung“
(Simmel 1992 : 688).*

Diese Verschmelzung des Raumstücks ist eine spezifisch-psychologische Funktion, die zwar eine scheinbar „natürliche“ Gegebenheit ist, aber durchaus „individuell“ umgeformt werden kann. Auch die Wechselwirkung unter Menschen wird ebenfalls als „Raumerfüllung“ empfunden. Sobald eine Anzahl an Personen innerhalb bestimmter Raumgrenzen isoliert nebeneinander leben, ist unmittelbar zwischen dem eigenen Platz und dem nächsten Platz unerfüllter Raum, das heißt, dass in dem Augenblick, in dem diese in Wechselwirkung treten, erscheint der Raum zwischen ihnen belebt. Laut KANT ist der Raum „die Möglichkeit des Beisammenseins“ und das ist er auch aus der soziologischen Sichtweise, denn die Wechselwirkungen machen vorher leeren und unbedeutenden Raum zu etwas „für uns“. Während die Wechselwirkung den Raum erfüllt, macht der Raum diese Wechselwirkung überhaupt möglich (Simmel 1992 : 689ff).

„Die Vergesellschaftung hat, in den verschiedenen Arten der Wechselwirkung der Individuen, andre Möglichkeiten des Beisammenseins – im geistigen Sinne – zustande gebracht; manche derselben aber verwirklichen sich so, dass die Raumform, in der dies wie bei allen überhaupt geschieht, für unsre Erkenntniszwecke besondere Betonung rechtfertigt“ (Simmel 1992 : 690).

Bei HABERMAS liegt das Hauptaugenmerk bei dem Begriff der „Vergesellschaftung“ auf jeden Fall bei den subjektiven Entwicklungs- und Lernprozessen, bei der „subjektiven Aneignung“ der gegebenen Sozialwelt im Prozess der Identitätsbildung (vgl. Sutter 2005 : 13).

¹¹ Simmel misst in seinem Kapitel „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“ dem „Raum“ eine große Bedeutung zu. Ähnlich der Macht, die der Zeit zugeordnet wird, verhält es sich mit dem Raum. Die Deutung der Geschichte des Raummoments wird so in den Vordergrund gestellt, dass man annehmen könnte, dass sie die „Größe oder Kleinheit der Reiche, die Zusammendrängung oder Zerstreuung der Bevölkerungen, die Beweglichkeit oder Stabilität der Massen“ etc. als die „gleichsam vom Raum ausstrahlenden Motive des ganzen geschichtlichen Lebens“ versteht. Menschen können einander weder nah oder fern sein, ohne dass der Raum seine Form dazu hergibt (vgl. Simmel 1992 : 687).

„Die Identität wird durch Vergesellschaftung erzeugt, d.h. dadurch, dass sich der Heranwachsende über die Aneignung symbolischer Allgemeinheiten in ein bestimmtes soziales System erst einmal integriert, während sie später durch Individuisierung, d.h. gerade durch eine wachsende Unabhängigkeit gegenüber sozialen Systemen gesichert und entfaltet wird“ (Habermas 1976 : 69).

Dabei ist die Annahme einer engen Verklammerung von „Vergesellschaftung“ und „Individuierung“ entscheidend. Diese steht im Bezugsrahmen einer Theorie der „Vermittlung von Individuum und Gesellschaft“ und wird von der soziologischen „Systemtheorie“ herausgefordert. Diese geht wiederum nicht von einer Vermittlung, sondern von einer grundlegenden Differenz zwischen subjektiven und sozialen Prozessen aus. Laut HABERMAS ist „Vergesellschaftung“ eine Dimension von Sozialisation, in der sich Subjekte Gesellschaft aneignen, jedoch gilt dies auch für die Gesellschaft und „ihrem Personal“ (vgl. Sutter in Jäckel 2005 : 15ff)

II.V. ELIAS'sche Gesellschaft der Individuen¹²

II.V.I. Figurationswandel und Machtbalancen

Für ELIAS kommen Menschen immer nur im Plural vor. Damit grenzt er sich eindeutig vom Individualismus ab und spricht aus diesem Grund nie von „dem Individuum“. Genauso wenig akzeptiert er übergreifende Einheiten oder Gruppen als „handelnde Instanzen“. In der Alltagssprache wird oft von „dem Betrieb“ oder „der Familie“ gesprochen, so als ob es sich hierbei um selbstständig handelnde Instanzen handeln würde. Für ELIAS ist diese Praxis ein „Symptom der allgegenwärtigen Verdinglichung und Objektivierung der Welt“. Das Handeln von Menschen ist nur dann verständlich, wenn man dieses im konkreten Zusammenhang, vor allem des Handelns anderer Menschen, betrachtet. Um die „plurale Existenz“ von Menschen soziologisch zum Ausdruck zu bringen, spricht man von **Figuration**. ELIAS empfindet Menschen nicht als „gesellschaftslose Individuen“ und Gesellschaften nicht als „menschenlose Systeme“ und daher sind Gesellschaften nicht nur eine „Anhäufung von Personen“ (vgl. Treibel 2006 : 199ff).

„Das Zusammenleben von Menschen in Gesellschaften hat immer, selbst im Chaos, im Zerfall, in der allergrößten sozialen Unordnung eine ganz bestimmte Gestalt. Das ist es, was der Begriff Figuration zum Ausdruck bringt“ (Elias 1986 : 90).

¹² Treibel 2006 : 193

ELIAS meint damit, dass Figurationen Beziehungsgeflechte von Menschen sind, die aufgrund der gegenseitigen Abhängigkeit der Menschen untereinander immer komplexer werden. Durch vieler solcher gegenseitigen Abhängigkeiten, so genannte Interdependenzketten, aneinander gebunden (vgl. Treibel 2006 : 199ff). Folgende Abbildungen veranschaulichen ELIAS' Perspektiven:

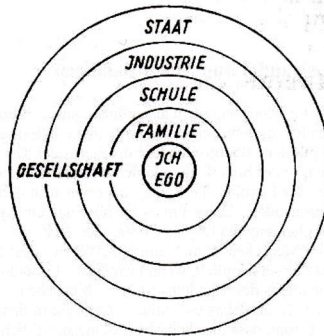


Abb. 7: Grundschema des egozentrischen Gesellschaftsbildes (Elias 1970 : 10ff)

Hier in Abb. 7 sind die einzelnen Bereiche säuberlich und undurchdringlich voneinander abgegrenzt und es wird vom kleinsten, inneren Kreis ausgegangen. Anders in Abb. 8, wo die gegenseitige Bezugnahme und Abhängigkeit der Individuen abgebildet sind. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich dabei um die „Einheit Familie“ oder „Gesellschaft“ handelt (vgl. Treibel 2006 : 201).

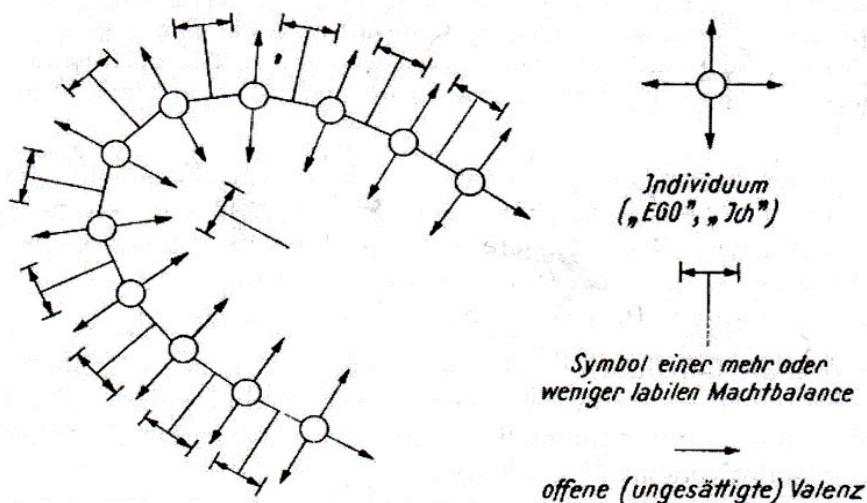


Abb. 8: Eine Figuration interdependenter Individuen (Elias 1970 : 10ff)

Mit „Valenz“ ist die allgemeine „Wertigkeit“ gemeint. ELIAS bezeichnet damit den Aufforderungscharakter, den Objekte der Wahrnehmung besitzen (vgl. Elias 1970 : 146ff).

„Das kann man sich modellartig am besten vergegenwärtigen, wenn man sich jeden Menschen zu einer gegebenen Zeit als ein Wesen mit vielen Valenzen vorstellt, die sich auf andere Menschen richten, von denen einige in anderen Menschen ihre feste Bindung und Verankerung gefunden haben, andere dagegen, frei und ungesättigt, auf der Suche nach Bindung und Verankerung in anderen Menschen sind“ (Elias 1970 : 147).

In seiner Elias-Biografie weist Herman KORTE auf Missverständnisse des Figurations-Begriffes hin. Laut ihm ist Figuration kein anderer Begriff für Gruppe, welche man sich mehr oder weniger als „statisches Gebilde“ vorstellen muss, sondern ein Beziehungsbegriff, eben ein Modell eines sozialen Prozesses. Figurationen können nur von Menschen gebildet werden und entstehen dadurch, dass Menschen eine bestimmte, gesellschaftsspezifische „Sprache“, zu der eine Reihe von Symbolen gehört, erlernen (vgl. Korte 1988 : 58ff). Diese sozialen Prozesse sind langfristig und die soziologische Analyse muss nach ELIAS mindestens drei Generationen umfassen (vgl. Elias 1986 : 234).

Aufgrund der Tatsache, dass sich die gesellschaftliche Wirklichkeit, das Wissen und damit die Symbole von Gesellschaften ständig ändern, bleiben auch die Figurationen nicht statisch. Dabei ist der Kerngedanke des Figurations-Konzepts, dass Menschen nicht völlig autonom, aber auch nicht völlig abhängig, sondern eben „semiautonome Individuen“ sind (vgl. Elias 1970 : 11). Diese Grundauffassung, dass Menschen immer ein wenig autonom sind, wirkt sich auf ELIAS' Machtbegriff aus. Er versteht **Macht** als monopolartige Kontrolle über Ressourcen und daher gehört sie zu allen menschlichen Beziehungen und ist somit auch unverzichtbar für die Figurationssoziologie. Macht ist ebenfalls nichts Statisches, sie ist auch an sich nicht vorhanden und ist auch nicht nur für „mächtige Menschen“ verfügbar. Damit ist gemeint, dass selbst „machtlose Menschen“, wie zum Beispiel Sklaven, Macht haben. Zur Macht gehört immer eine Gegenmacht. Daher gibt es nie nur einseitige Abhängigkeiten, sondern stets Machtbalancen, die der „Kern“ zwischenmenschlicher Beziehung sind. Die **Machtbalancen** sind ein „Indikator der gegenseitigen Abhängigkeiten“, in der sich Menschen aufhalten. Die Spannungen und Konflikte zwischen Menschen, Menschengruppen und Staaten sind einem ständigen Wandel unterworfen (vgl. Treibel 2006 : 202).

„In den kontinuierlichen Macht- und Konkurrenzkämpfen unter den Menschen sind die Chancen nicht immer gleich verteilt: wer heute relativ machtlos ist, kann morgen schon relativ mächtig sein bzw. einen Machtzuwachs erfahren haben und dadurch die Machtbalance zu seinen oder ihren Gunsten verändern“ (Treibel 2006 : 202).

ELIAS hat den Wandel von Figurationen und Machtbalancen an verschiedenen Beispielen untersucht und hat sich in einem seiner Kapitel („Das Problem der ‚Notwendigkeit gesell-

schaftlicher Entwicklungen“; 1970 : 175 – 195) allgemein zum Figurationswandel geäußert. Dabei diskutiert er die, seiner Meinung nach, problematische Grundannahme vieler Gesellschaftstheorien, dass gesellschaftliche Entwicklung zwangsläufig eine bestimmte Richtung einnehmen müsse. Diese sei weiterhin auf „Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge“ zurückzuführen. Davon grenzt sich ELIAS ab und versteht die gesellschaftliche Entwicklung als „**Figurationsstrom**“, der eine „ungeplante und nicht vorhersehbare Richtung“ einnimmt. Das heißt, dass das Wissen über einen in der Vergangenheit stattgefundenen Figurationswandel lässt keine Aussage darüber zu, dass dieser Wandel sich genauso wieder ereignen muss. Figurationen haben für ELIAS die Eigenschaft der „Plastizität“. Für den Prozess der Figuration ist es nicht möglich einen absoluten Anfang anzugeben (vgl. Treibel 2006 : 203).

„Mit relativ undifferenzierten, wenn auch für viele Menschen gefühlsmäßig befriedigende Begriffspolaritäten, wie ‚Determiniertheit‘ oder ‚Undeterminiertheit‘ wird man der Differenziertheit der Probleme, mit denen man es bei den von Individuen gebildeten Figurationen und deren Wandlungstendenzen zu tun hat, kaum gerecht“ (Elias 1979 : 182).

Hier besteht keine Notwendigkeit, eventuell nur eine große Wahrscheinlichkeit, dass sich Figurationen in einer bestimmten Weise entwickeln, zum Beispiel von einer einzelgesellschaftlichen, kleineren zu einer weltgesellschaftlichen größeren Einheit. Für ELIAS bekommen die sogenannten „**nicht-beabsichtigten Folgen menschlichen Handelns**“ eine große Bedeutung. Zwar bringen die in einer Figuration miteinander verflochtenen Individuen soziale Entwicklungen in Gang, jedoch können sie diese nicht durchschauen und auch nicht kontrollieren und somit entgleitet ihnen der „Gang der Ereignisse“. Somit fällt es den Mitgliedern einer Figuration schwer, sich von dieser zu distanzieren (vgl. Treibel 2006 : 203).

II.V.II. Etablierte-Außenseiter-Figurationen

ELIAS betont, dass **Figurationswandel** und **Machtbalance** nicht nur auf innerstaatlicher, sondern auch auf zwischenmenschlicher Ebene untersucht werden muss, da die beiden Prozesse immer mehr miteinander verschmelzen (vgl. Elias 1970 : 189). Durch eine Veränderung der Machtbalance und auch durch eine Verhinderung einer solchen Veränderung entstehen sowohl soziale als auch politische Probleme. Repräsentativ für gegenwärtige Gesellschaften sind Machtkonstellationen, wie Figuration von „Etablierten“ und „Außenseiter“ (vgl. Treibel 2006 : 204).

„Spannungen und Konflikte sind kein Merkmal bestimmter Personen oder Personengruppen, sondern gehören zur Eigendynamik von Figurationen. Die Komplexität menschlicher Figurationen kommt in einem ständigen Auf und Ab an Gruppenspannungen, Machtproben, Konflikten und Interdependenzen zum Ausdruck“ (Treibel 2006 : 204).

Dieser figurationssoziologischer Ansatz eignet sich Macht als sozialen Prozess zu untersuchen und geht auf eine empirisch-theoretische Untersuchung zurück, die ELIAS gemeinsam mit seinem Schüler SCOTSON durchgeführt hat. Die beiden verstehen die Bevölkerung in einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Leicester („Winston Parva“) als „Etablierten-Außenseiter-Figuration“. Dabei sind die Langansässigen die „Etablierten“ und die Neuankömmlinge die „Außenseiter“. Das Verhältnis zwischen alten und neuen Familien ist für die beiden eine Grundfiguration menschlicher Beziehungen (vgl. Treibel 2006 : 204).

„Man kann Varianten derselben Grundfiguration, Zusammenstöße zwischen Gruppen von Neuankömmlingen, Zuwanderern, Ausländer und Gruppen von Alteingesessenen überall auf der Welt entdecken“ (Elias/Scotson 1990 : 229).

Bei der Untersuchung des sozialen Netzwerkes in Winston Parva stellen Elias/Scotson eine deutliche Hierarchie fest. Die Rollen, die die Einheimischen und die Neuankömmlinge einnehmen, können sie nur erlangen, weil sie gegenseitig voneinander abhängig sind. Während die Neuen ihre Situation verbessern wollen, wollen die Alten ihre erhalten (vgl. Treibel 2006 : 205). Durch die Neuankömmlinge sehen die Einheimischen ihren Status und ihre Normen gefährdet. Zu der Zeit „bedrohten“ die Neuankömmlinge den gerade erreichten sozialen Aufstieg eines Teils der dortigen Arbeiterklasse.

Aus diesem Grund legten die längeransässigen Familien neue Kriterien fest, die über das Ansehen der Gemeinde entschieden (vgl. Elias/Scotson 1990 : 218ff):

- „Dauer der Anwesenheit der Familien: mindestens zwei oder drei Generationen (soziologisches Alter);
- größerer Zusammenhalt, Zusammengehörigkeitsgefühl; Kanonvererbung;
- ein höheres Maß an Selbstkontrolle, an Umsicht und Ordentlichkeit;
- Errichtung von Tabus, z.B.: nicht-berufliche Kontakte zu den Neuen;
- gemeinsame Geschichte und (tatsächliche oder scheinbare) Intimität, die auch auf Feindschaft beruhen kann“ (Treibel 2006 : 205).

Die „alten Familien“ waren ein Teil der Etablierten-Außenseiter-Figuration. Sie schlossen sich, so verfeindet sie auch untereinander waren, gegen die „neuen Familien“ zusammen. Diese wurden auf Distanz gehalten, mit Verachtung behandelt und alle Kontaktversuche wurden strikt abgelehnt. Falls doch jemand Kontakt zu den Neuen aufnehmen wollte, wurde er durch Statusminderung bestraft. Es wurde auch versucht, Neuankömmlingen von allen Möglichkeiten, die zu Machtzuwachs führen könnten, auszuschließen. Somit wurde Macht monopolisiert und mit Mitteln der „üblen Nachrede“ und „Klatsches“ dafür gekämpft. Es wurden auch innerhalb der „alten Familien“ eine bestimmte Hierarchie und Verhaltenscodes gebildet – eine Figuration. Diese Codes erforderten ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Gruppenzusammenhalt. Im Gegensatz dazu waren die „Neuankömmlinge“, der andere Teil der Etablierten-Außenseiter-Figuration, keine Gruppe mit einem „Wir-Gefühl“. Diese kamen aus unterschiedlichen Regionen nach Winston Parva und bildeten untereinander keine Gemeinschaft. Anfangs waren sie „entwurzelte Menschen“, jedoch in den Augen der Einheimischen fügten sie sich nicht genügend ein. Im Laufe der Zeit verinnerlichten die Neuankömmlinge das schlechte Image, das ihnen die „Etablierten“ aufdrückten. Sie blieben Außenseiter und nahmen sich selbst auch als solche wahr.

Das „Machtgefälle“ zwischen den beiden Gruppen wurde durch das Zusammenspiel von zwei Zuschreibungsprozessen verstärkt. Zum einen ist es die Zuschreibung eines **Gruppencharismas**, zum anderen die Zuschreibung einer **Gruppenschande**. Während das Gruppencharisma mit einem überhöhten „Wir-Ideal“ verbunden ist (die Mitglieder der Gruppen halten sich für die besseren Menschen) ist die Gruppenschande das negative Pendant dazu, vergleichbar mit einem Etikett, mit dem Außenseiter belegt werden. Es gehörte zur Statusideologie der „alten Familien“ sich als ordentlicher und netter einzustufen als die Neuankömmlinge. Dabei wurde festgestellt, dass die „Standards der Selbstbeherrschung“ und der „Selbstkontrolle“ bei Altansässigen höher waren als bei den Neuankömmlingen. Dazu ist ein hohes Maß an gegenseitiger Kontrolle, Selbstkontrolle und Konformität notwendig, um das Gruppencharisma aufrechtzuerhalten. Bei den „alten Familien“ war der „Gruppenglaube“ so starr, dass sie nicht erkennen konnten oder wollten, dass die Mehrheit der Neuankömmlinge nicht anders war, als sie selbst. Dieses verkrampfte Festhalten am Gruppencharisma, die „Starrheit des Gruppenglaubens“ ist die Kehrseite der Medaille. In Wahrheit ist es so, dass die tatsächlichen Eigenschaften der Zugewanderten nur eine untergeordnete Rolle spielen. Vor allem für den Bereich der Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe und/oder ethnischer Herkunft, ist dies von großer Bedeutung (vgl. Treibel 2006 : 205ff).

„Was man ‚Rassenbeziehung‘ nennt, sind also im Grunde Etablierten-Außenseiter-Beziehungen eines bestimmten Typs. Dass sich die Mitglieder der beiden Gruppen in ihrem körperlichen Aussehen unterscheiden oder dass eine von ihnen die Sprache, in der sie kommunizieren, mit einem anderen Akzent und anderer Flüssigkeit spricht, dient lediglich als ein verstärkendes Schibboleth (Erkennungswort; A.T.), das die Angehörigen der Außenseitergruppe leichter als solche kenntlich macht“ (Elias 1990 : 26).

Dieses Modell lässt sich auch auf die zwischenstaatliche Ebene übertragen und man kann das weltgesellschaftliche Staatensystem als „Etablierten-Außenseiter-Figuration im großen Maßstab“ verstehen. Die Hauptursache für Wanderungen ist das Gefälle zwischen „etablierteren“ und „randständigen“ oder Außenseiter-Regionen. Man könnte in diesem Zusammenhang den Norden oder Westen als „die Etablierten“ und den Süden bzw. den Osten als „die Außenseiter“ begreifen. Jedoch weist der Süden intern viele „etablierte(re)“ Regionen auf, welche „Ziel von Arbeitsmigranten“ und Flüchtlingen werden. Im Gegensatz dazu stehen die innergesellschaftlichen, die „Etablierten-Außenseiter-Figurationen im kleineren Maßstab“ und sind „Folgeerscheinungen“ der Zuwanderung. Wobei sich die Machtbalancen verändern, meist zugunsten der Außenseiter, aber oft zugunsten der Etablierten. Macht und Ohnmacht sind in den Figurationen nicht mehr eindeutig verteilt. Manche Zuwanderer waren immer weniger bereit, „das Etikett der Gruppenschande“ zu akzeptieren oder fühlten sich sogar zugehörig und müssen nun „resignierend“ mit ansehen wie sie aus dem „Wir“ wieder ausgestoßen werden. Es scheint so, als würde das „verstärkende Schibboleth“ einer anderen Haut- oder Haarfarbe immer mehr in den Vordergrund gedrängt und somit wird die „Reihenfolge der Ankunft“ und das „soziologische Alter“ zugunsten ethnischer Merkmale oder rassistischer Argumentationen außer Kraft gesetzt (vgl. Treibel 2006 : 206ff).

II.V.III. Wir-Ich-Balancen

ELIAS nennt das Spannungsverhältnis zwischen „Wir-Gefühlen“ und „Ich-Idealen“ die „**Wir-Ich-Balance**“. In dem Buch „Gesellschaft der Individuen“ ist der Titel Programm für die neuere ELIASsche Figurations- und Prozesssoziologie. Dabei macht er die enge Verflechtung zwischen Gesellschaft und Individuen deutlich, denn Gesellschaft ist ohne Individuen möglich (vgl. Treibel 2006 : 208).

„... das, was hier als ‚Verflechtung‘ bezeichnet wird, und damit das ganze Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, kann niemals verständlich werden, solange man sich, wie es heute oft der Fall ist, die ‚Gesellschaft‘ im wesentlichen als eine Gesellschaft von Erwachsenen vorstellt, von ‚fertigen‘ Individuen, die niemals Kinder waren und niemals sterben. Eine wirkliche Klarheit über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft vermag man erst dann zu gewinnen, wenn man das beständige Werden von Individuen inmitten einer Gesellschaft, wenn man den Individualisierungsprozeß in die Theorie der Gesellschaft mit einbezieht“ (Elias 1987 : 46).

Es hat schon immer Individualisierungen gegeben, d.h. es gab schon immer Einzelpersonen oder Gruppen, die sich aus den Kontexten, in die sie hineingeboren wurden, gelöst und einen eigenen „individuellen“ Weg einschlugen. Diese haben sich wahrscheinlich selbst als „relativ autonome“ Individuen wahrgenommen. Für die Wissenschaft bedeutet das, dass der Mensch auch in sogenannten traditionellen oder auch „weniger zivilisierten“ Gesellschaften auch als Einzelwesen gegolten hat, primär aufgrund bestimmter Zugehörigkeiten wie Geschlecht, Religion etc. Mit „Individualisierung“ ist immer eine Verabschiedung aus einem Kollektiv gemeint. Heutzutage ist das Ausmaß der Individualisierung anders und nimmt in modernen Gesellschaften erkennbar zu. Zu den Grundgedanken der Soziologie gehört die Theorie einer „fortschreitenden Individualisierung“ und damit zerfallen alte „Gemeinschaftsbindungen“, „Positionsrekrutierungen“ erfolgen aufgrund erworbener und nicht anhand zugeschriebener Merkmale. „Moderne Menschen“ sind weniger von Verwandtschaftsbeziehungen abhängig und weniger einer „sozialen Kontrolle“ unterworfen. Ein sozialer Wandel wäre ohne Individualisierungen überhaupt nicht denkbar. In diesem Zusammenhang spricht ELIAS von „Individualisierungs-Schüben“, die für viele modernen Gesellschaften typisch und in ihrer Reichweite historisch einzigartig sind. Für ihn gibt es keinen „absoluten“ Neubeginn, keinen Zeitpunkt „vor dem es keine und nach dem es nur noch Individualisierungen gibt“. Diese sind notwendige Bestandteile eines jeden Zivilisationsprozesses, dabei werden „Fremdzwänge“ geringer und „Selbstzwänge“ nehmen zu. Vor allem in der heutigen Gesellschaft sind Individualisierungs-Schübe ein bedeutendes Merkmal (vgl. Treibel 2006 : 208ff).

„Die Individualisierungsschübe selbst [...] sind nicht Folgen einer plötzlichen Mutation im Innern einzelner Menschen oder einer zufälligen Zeugung von besonders vielen begabten Menschen, sondern gesellschaftliche Ereignisse, etwa Folgen eines Aufbrechens älterer Verbände oder einer Veränderung in der sozialen Position des Handwerker-Künstlers, Folgen, kurz gesagt, einer spezifischen Umlagerung in der Struktur der menschlichen Beziehungen“
(Elias 1987 : 43).

Dabei macht ELIAS auf folgende „Begleiterscheinungen von Individualisierungsschüben“ aufmerksam:

- ein höheres Maß an Selbstregulierung;
- wachsende Beweglichkeit, z.B. eine höhere Bereitschaft den Wohnort und/oder die Arbeitsstätte zu wechseln;
- wachsende Entscheidungsmöglichkeiten und Spielräume;
- Menschen sind meist auf sich gestellt, treten aus Schutzverbänden heraus;
- während die Entwicklung der Ich-Identität gestärkt wird, wird die der Wir-Identität geschwächt;
- viele Wir-Beziehungen, wie z.B. Partnerschaften, Freundschaften, etc., sind auswechselbar und freiwillig (vgl. Elias 1987 : 166ff).

Auch hier verbietet die Figurations-Konzeption von ELIAS von einem „Ich-bezogenen“ Menschen auszugehen. Selbst eine starke Individualisierung an der „natürlichen Abstimmung eines Menschen auf das Zusammenleben mit anderen“ (Elias 1987b : 259). An dieser Stelle weist ELIAS unmissverständlich auf die „Unverzichtbarkeit“ von Wir-Gefühlen hin, dabei ist die übergeordnete Perspektive die Wir-Ich-Balance (vgl. Treibel 2006 : 209).

„Das neue Ich-Ideal ist mit einem Zwang zur Individualität verbunden. Gleichwohl hat der gesellschaftliche Konformitäts-Druck nicht oder nur wenig nachgelassen. Der Wunsch, nicht aufzufallen, kollidiert mit dem Wunsch, etwas Besonderes zu sein“ (Treibel 2006 : 209).

Heutzutage hat sich die Balance zugunsten des Ichs verlagert und die Wir-Ich-Balance ist tendenziell zu einer Ich-Wir-Balance geworden. Das „moderne Selbst“ muss und will viele Entscheidungen selbst treffen und diesem wird von Kultur-Kritikern oft vorgeworfen es sei oberflächlich, egoistisch und genussüchtig. Laut ELIAS sind „moderne, individualisierte Menschen“ in zahlreiche neue Zwänge verstrickt und sind nur „scheinbar freier“ oder „zwangloser“ als frühere Menschen. Er führt die Vereinsamungs- und Entwurzelungstend-

zenden vieler Menschen darauf zurück, dass neue „Wir-Identitäten“ noch nicht gefunden seien (vgl. Treibel 2006 : 210).

III. Migration und Integration

III.I. Migration

Noch nie zuvor wie gegenwärtig sind so viele Menschen aus verschiedenen Gründen in Bewegung. Dennoch sind Wanderungen (Migration) kein neues Phänomen. Schon immer haben einzelne Menschen, Gruppen und/oder ganze Stämme ihre Herkunftsregionen verlassen und sich in andere Gebiete niedergelassen. Oft waren sie auch dort nicht vor Hunger, Krankheit oder Verfolgungen sicher und mussten weiterziehen. Im Mittelalter war es gang und gebe das Handwerksgesellen und Fachkräfte von einer Baustelle Europas zur anderen wanderten. Somit ist die geplante Ansiedlung und Anwerbung von Arbeitskräften keine Erfindung gegenwärtiger Gesellschaften. Laut Schätzungen leben Ende des 20. Jahrhunderts weltweit über 100 Millionen Menschen nicht dort, wo sie geboren sind (vgl. Treibel 1999 : 11ff).

„Wenn Menschen äußerlich in Bewegung geraten, so verändert sich häufig auch ihr Selbstverständnis. Man denke nur an die erstaunliche Transformation von Selbstbild und Identitätsgefühl, die die Folge einer simplen Wohnsitzveränderung sein kann“ (Berger 1997 : 68).

Migration ist nicht nur eine räumliche Bewegung, denn mit Wanderungen gehen immer mit gravierenden sozialen Einschnitte einher (vgl. Treibel 1999 : 13):

1. für die betroffenen Individuen, deren Orientierungen, Verhaltensweisen und sozialen Kontexten;
2. für die betroffenen Gruppen, zu denen der/die Wandernde
 - a. gehört hat,
 - b. aktuell gehört bzw. sich zugehörig fühlt,
 - c. und auf die er/sie bei der Ankunft stößt;
3. für die aufnehmende und
4. für die abgebende Gesellschaft bzw. deren soziale und ökonomische Strukturen (Treibel 1999 : 13)

Durch Migration verändern sich Menschen und Gesellschaften. Aus diesem Grund stellen Wanderungen, vor allem Ein- bzw. Auswanderungen für die Sozialwissenschaften ein wichtiges Thema dar. Gäbe es keine Wanderungen von Arbeitskräften innerhalb und zwischen Gesellschaften hätten Industrialprozesse nie richtig stattfinden können. Dabei sind Wanderungsprozesse immer komplex, denn sie betreffen nicht nur die wandernden Menschen, sondern auch die Gesellschaften und Regionen, zwischen denen sie sich bewegen.

Definitionen über Migration oder Wanderung unterscheiden sich nach den Kriterien der zurückgelegten Entfernung oder des Gegensatzes zwischen Herkunfts- und Zielregion. Demnach ist dieser Begriff weitgefasst und ist bzw. betrifft (vgl. Treibel 1999 : 17ff):

- *„jede Ortsveränderung von Personen“* (Hoffmann-Nowotny 1970 : 107)
- *„jeder Wechsel des Wohnsitzes, und zwar des de facto-Wohnsitzes, einerlei ob freiwillig oder unfreiwillig, dauernd oder vorübergehend“* (Heberle 1955 : 2)
- *„Menschen, die dauerhaft oder für längere Zeit außerhalb ihres Herkunftslandes leben“* (Castles 1993 : 1)
- *„ein permanenter oder semipermanenter Wechsel des Wohnsitzes“* (Lee 1972 : 117)
- *„Was geschieht, scheint [...] nur zu sein, dass Menschen sich physisch von einem Ort zum anderen bewegen. In Wirklichkeit wechseln sie immer von einer Gesellschaftsgruppe in eine andere über“* (Elias/Scotson 1990 : 229)
- *„die Ausführung einer räumlichen Bewegung, die einen vorübergehenden oder permanenten Wechsel des Wohnsitzes bedingt, eine Veränderung der Position also im physischen und im ‚sozialen Raum‘“* (Albrecht 1972 : 23)
- *„das Verlassen des bisherigen und das Aufsuchen eines neuen, als dauerhaft angestrebten Wohnorts in einer signifikanten Entfernung“* (Schrader 1989 : 436)
- *„jeder Wechsel des Hauptwohnsitzes einer Person“* (Wagner 1989 : 26)
- *„dass Individuen aus einem Gesellschaftssystem in ein anderes überwechseln, wodurch direkt oder indirekt in beiden Systemen interne und externe Beziehungs- und Strukturveränderungen induziert werden“* (Ronzani 1980 : 17)
- *„der Übergang eines Individuums oder eine Gruppe von einer Gesellschaft zur anderen“* (Eisenstadt 1954 : 1)

Die Aspekte des Wechsels und der Bewegung sind bei allen Definitionen zentral. Laut JACKSON gehört Bewegung zu jeder normalen menschlichen Erfahrung. Im Laufe des Erwachsenwerdens erlebt das Individuum Veränderungen, beispielsweise durch Heirat und Umzug. Somit stellt Migration nur eine besonders auffällige Bewegung und Veränderung dar.

Um den allgemeinen Migrationsbegriff zu konkretisieren und differenzieren, wurden mehrere Typologien entwickelt (vgl. Treibel 1999 : 19ff):

1. Bei **räumlichen Aspekten**, wie zum Beispiel die zurückgelegte Distanz bei der Wanderung, wird zwischen
 - Binnenwanderung oder interner Wanderung (oft vom Land in die Stadt) und
 - internationaler bzw. externer Wanderung unterschieden, hier gibt es weiters die Form kontinentaler oder interkontinentaler Wanderung.
2. Unter **zeitlichen Aspekten** wird zwischen
 - begrenzter oder temporärer Wanderung (Bsp.: Saisonarbeiter) und
 - dauerhafter oder permanenter Wanderung (Bsp.: Aus- bzw. Einwanderung) unterschieden.
3. Bezüglich der **Wanderungsentscheidung** oder der **Wanderungsursache** unterscheidet man
 - freiwillige Wanderung (Bsp.: Arbeitsmigration) von der
 - erzwungenen Wanderung (Bsp.: Vertreibung).
4. Unter dem **Aspekt des Umfanges** der Migration wird zwischen
 - Einzel- bzw. Individualwanderung,
 - Gruppen- oder Kollektivwanderung und
 - Massenwanderung unterschieden (vgl. Treibel 1999 : 20).

Der Migrationsbegriff stellt eine Verbindung her zwischen den oben angeführten allgemeinen Charakterisierungen und den räumlichen bzw. zeitlichen Differenzierungen von Wanderungen. Daraus folgt ein weiterer Migrationsbegriff (vgl. Treibel 1999 : 21).

„Migration ist auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen“ (Treibel 1999 : 21).

III.II. Integration

Wenn in diesem Zusammenhang über Sozialisation (vgl. Abschnitt II.II.) gesprochen wird, taucht auch immer der Begriff der Integration auf. Dieser stammt aus dem lateinischen und meint damit die „Wiederherstellung eines Ganzen“. So beschreibt Integration die Prozesse der „bewusstseinsmäßigen“ oder „erzieherischen Eingliederung“ von Personen und Gruppen in verbindliche Wert- und Handlungsmuster. Die Soziologie differenziert weiter, wobei Integration nicht als einzelner, sondern als fortlaufender Prozess auf vier verschiedenen Ebenen beschrieben (vgl. Stuke 2008 : 5):

1. Ebene, strukturelle Integration: Migranten werden als Mitglieder der Aufnahmegesellschaft anerkannt, dabei herrscht Gleichberechtigung und Chancengleichheit innerhalb der Gesellschaft. Die Voraussetzung dafür ist der Erwerb von sprachlichen Fähigkeiten und verschiedene Kenntnisse über sozialen Regeln des Zuwanderungslandes.

2. Ebene, kulturelle Integration: Dabei werden jene Lernprozesse bzw. Prozesse des Kulturerwerbs beschrieben sowie eine Verinnerlichung, die erst ein gesellschaftliches Zusammenleben zweier Kulturen ermöglicht. In diesem Zusammenhang spricht man auch von Akkulturation, dabei erfolgt eine Veränderung der Normen, Werte und Einstellungen der Migranten.

3. Ebene, soziale Integration: Damit ist die Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft gemeint, damit werden Migranten auch im privaten Bereich akzeptiert. Somit herrscht eine private soziale Interaktion und es werden gemeinsam soziale Aktivitäten, wie zum Beispiel Freizeitaktivitäten unternommen.

4. Ebene, identifikatorische Integration: Migranten entwickeln ein persönliches Zugehörigkeitsgefühl. Dabei werden Gefühle, Einstellungen und Traditionen anderer Gruppen übernommen, verinnerlicht bis hin zur vollständigen Identifizierung. Wenn das der Fall ist, spricht man von **Assimilation** (vgl. Stuke 2008 : 6).

Laut PARK ist Assimilation die unvermeidliche Endstufe einer Abfolge von Interaktionen zwischen Aufnahmegesellschaft und ethnischen Zuwanderern, wobei sich die Zugewanderten in diesem Verlauf verändern. Dabei wird selbst die Einwanderung unwichtig, da sich die Wanderer und ihre Nachkommen so umfassend an der neuen Umgebung orientieren, dass selbst in ihren Erinnerungen das Herkunftsland keine Rolle mehr spielt. Da sich die Einwanderer nicht mehr mit ihrem Herkunftsland identifizieren, sondern mit dem „Aufnahmeland“,

gibt es keine Bindestrich-Identitäten mehr. Diese Persönlichkeitswandlung sollte aus der Sicht der „Chicagoer Schule“¹³ auf keinen Fall „undemokratisch“ verlaufen. Während die erste Generation „in Ruhe gelassen“ werden soll, wird von den folgenden Generationen erwartet eine stärkere Bereitschaft, sich sprachlich, politisch und kulturell an die Aufnahmegesellschaft anzupassen und das als „Chance“ zu begreifen. Die Einwanderungsforschung, die nach PARK kam, distanzierte sich von der Vorstellung einer vollständigen Assimilation und ging über in Modelle einer partiellen oder ungleichzeitigen Assimilation. Das galt als wirklichkeitsnäher, da die meisten Zugewanderten sich in unterschiedlichen Bereichen in unterschiedlichem Maß anpassten. Dabei wurde der Assimilationsbegriff entsprechend ausdifferenziert und es wurde nur die „identifikative Assimilation“, in der Zugewanderte die Werte und Normen der Aufnahmegesellschaft übernahmen, als vollständig empfunden. Das kann aber nur erreicht werden, wenn die „Berührungspunkte“ zwischen Zuwanderer und Aufnahmegesellschaft ihren formellen Charakter verliert und informelle Kontakte wie Freundschaften, Liebesbeziehungen, Heirat, etc. dazukämen. Jedoch haben Untersuchungen gerade in diesen Bereichen ein Ausbleiben verzeichnet. Häufig werden recht gute Kontakte zwischen einheimischen und ausländischen Arbeitskräften funktional auf den Arbeitsbereich beschränkt und dabei kommen keine engeren und persönlichen Freundschaften zustande. Eine Studie zur Situation der ausländischen Beschäftigten bei der Ruhrkohle AG hat ergeben, dass der Kontakt meist am „Werkstor“ endet (vgl. Treibel 1999 : 109ff):

„Die Arbeitssituationen unter Tage sind [...] ‘relativ normal’. Es gibt zwar Konflikte unter den Arbeitskollegen, aber es handelt sich dabei nur um solche Konflikte, die immer dann entstehen, wenn Menschen unter großen Belastungen auf engem Raum zusammenarbeiten müssen. Die Solidarität untereinander endet am Werkstor. Von da an haben beide Gruppen nichts miteinander zu tun. Menschen, die unter sehr schwierigen Bedingungen tausend Meter unter der Erdoberfläche täglich 7–9 Stunden zusammenarbeiten, sehen sich außerhalb des Betriebes fast nie. Der Kontakt wird möglichst gemieden, und zwar von beiden Seiten“ (Korte 1984 : 275).

Während Zuwanderer ihre Primärgruppenbeziehungen nicht ausreichend umwandeln, ist die Sozialstruktur der Aufnahmegesellschaft nicht „absorbierend“ genug. Somit kommen keine dauerhaften Beziehungen zwischen Einwanderern und der Aufnahmegesellschaft zustande.

¹³ Die „Chicagoer Schule“ ist untrennbar mit der Institutionalisierung der nordamerikanischen Soziologie verbunden und wurde von Robert Ezra PARK (1864–1944) und William I. THOMAS (1863–1947) begründet. Gemeinsam mit ihren Schülern (Burgess, Znaniecki und Wirth) entwickelten sie eine Soziologie, die sozialphilosophische Spekulationen durch empirische Sozialforschung ersetzen sollte. Die Untersuchungen beschäftigen sich mit den Folgen der Migration. Die Bände von THOMAS und ZNANIECKI dokumentierten die „entgegengesetzten Welten des Wanderers“ und das war der erste Beitrag zu einem Konzept, das heutzutage als Kulturkontrast oder Kulturschock bezeichnet wird (vgl. Treibel 1999 : 84ff).

Im Gegensatz zur Assimilation steht die „Akkommodation“ oder „Segregation“, welche ein „Nebeneinanderherleben“ von Zuwanderern und Einheimischen beschreibt. Diese ist unabhängig von der Aufenthaltsdauer und wird als relativ konfliktlos angesehen (vgl. Treibel 1999 : 110).

„Folgen von Migration, die tatsächlich ‚unvermeidlich‘ sind, sind Formen der partiellen Assimilation bzw. der Nicht-Assimilation (Fremdheit, Marginalität). Der Marginalitäts-Ansatz geht davon aus, dass die oder der Zugewanderte sich aufgrund unterschiedlicher Wertvorstellungen (z.B. im Arbeitsbereich oder in der Familie) zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft nie völlig angleichen kann: Sie oder er bleibt randständig. Marginalität ist definiert durch einen sog. Kulturkonflikt und die ungeklärte Gruppenzugehörigkeit“ (Treibel 1999 : 111).

STONEQUIST und HOLLANDER sind der Auffassung, dass es bezüglich des „Kulturkonfliktes“ nicht (nur) um Kultur- sondern auch um Gruppenkonflikte geht. HOLLANDER beschreibt den Begriff als eine „terminologische Wolke“ und geht von einer „Dualität von Kulturen aus“, die in sich einheitlich sind.

Betrachtet man die deutsche Migrationsforschung der „jüngeren Zeit“, so finden die „Fremdheitskonzeptionen“ besonderes Interesse. Während SIMMEL und SCHÜTZ die Perspektive auf die Person des Fremden gerichtet haben, gehen die neueren Ansätze von der Mehrheitsgesellschaft aus. Dabei fällt auf, dass gerade jene Einwanderer als „fremd“ angesehen werden, die ethnisch gesehen eher „nah“ sind (vgl. Treibel 1999 : 111ff).

Ende der 1950er Jahre suchte die Bundesrepublik Deutschland gezielt nach Arbeitskräften aus südeuropäischen Ländern. Damals rechnete niemand damit, dass die „Gastarbeiter“ auf Dauer im Land bleiben würden. Man ging davon aus, dass ihr Aufenthalt in Deutschland auf eine kurze Zeit beschränkt wäre, doch dem war nicht so und aus den anfänglichen Gästen, wurden Mitbürger, die allerdings bis heute von manchen Einheimischen als fremd wahrgenommen werden (vgl. Mijc 2010 : 54). SIMMEL beschreibt in einem seiner berühmtesten Essays („Exkurs über den Fremden“; 1992 : 764 – 771) den Fremden als einen „Wandernden, der heute kommt und morgen bleibt“ und dabei unterscheidet er ihn vom „Gast“, der anstatt zu bleiben wieder geht (vgl. Simmel 2010 : 59). In diesem Zusammenhang verbindet der Fremde zwei Kategorien: „Mobilität und Sesshaftigkeit“. Zwar kommt der Wandernde von außen an einen bestimmten Ort und lässt sich nieder, aber dabei bleibt er immer ein „potenziell Wandernder“, da er von woanders gekommen ist und es sein könnte, dass er doch noch weiter wandern könnte. Bleibt der Wandernde, so wird er zu einem Element der Gruppe selbst und nimmt dabei eine Sonderstellung ein, da er von außen kommt und als „fremd“ wahrgenom-

men wird. Hingegen ein Außenstehender der in keinerlei Beziehung zu einem steht und von dessen Existenz nichts bekannt ist, ist kein Fremder im soziologischen Sinn. Das Fremdsein ist laut SIMMEL keine situationsunabhängige Eigenschaft von Akteuren. Innerhalb einer Gemeinschaft zwischen Außenstehenden und einer Eigengruppe ist „Fremdheit“ eine besondere Form der sozialen Wechselwirkung. Aufgrund der „Gleichzeitigkeit von Nähe und Ferne“ lässt sich diese Wechselwirkung mal stärker und mal schwächer in jeder zwischenmenschlichen Beziehung identifizieren. Dabei spricht SIMMEL von „Distanz“, wenn ein nahestehender Mensch fern ist und „fremd“, wenn der „Ferne“ nah ist. Ein Beispiel ist etwa eine „Fernbeziehung“, wo sich die Freundschaft räumlich fern und doch emotional sehr nah ist. Hingegen ist das Verhältnis zu Nachbarn kann durch räumliche Nähe aber durch „Fremdheit“ charakterisiert sein. Die Intensität des Näheverhältnisses zwischen den Akteuren hängt immer von deren Gemeinsamkeiten ab.

Der Fremde verkörpert als Glied einer Gruppe bestimmte Eigenschaften, die seine Sonderstellung begründen. Er kommt zum einen mit vielen Angehörigen einer Gruppe in Kontakt und baut Beziehungen zu ihnen auf und zum anderen kann er das Geschehen innerhalb einer Gruppe aus einer gewissen Distanz betrachten. SIMMEL zufolge ist der Umgang mit Fremden durch eine Tendenz zur Verallgemeinerung gekennzeichnet. Sie werden nicht als Individuen gesehen, sondern als Fremde eines bestimmten Typs empfunden. Dabei führt SIMMEL die mittelalterliche Judensteuer an, während bei den Christen die Steuern dem Vermögen angepasst wurden, wurde für Juden ein pauschaler Steuersatz festgelegt. Dabei machte die Tatsache ein Jude zu sein, die soziale Stellung in der Gesellschaft aus. Auch heutzutage kommt Fremden in mancher Hinsicht weiterhin eine Sonderstellung zu. Dabei ist der „Prototyp“ des Fremden, der Ausländer im Inland (vgl. Mijc 2010 : 55ff).

„Dass selbst ‚Ausländer‘ der dritten und vierten Einwanderergeneration häufig noch als ‚Fremde‘ empfunden werden, beweist, wie bedeutsam die Tatsache bleibt, dass die Vorfahren einst als ‚Wandernde‘ gekommen und geblieben sind“
(Mijc 2010 : 57).

Anders als SIMMEL sieht SCHÜTZ den Fremden als einen Einwanderer, der seine eigene „zweifelhafte Loyalität“ ablegen und die neuen Kultur- und Zivilisationsmuster nicht nur übernehmen, sondern sich mit ihnen identifizieren muss (vgl. Schütz 1972 : 68). SIMMEL zählt den Fremden trotz der Zwischenposition zur Gruppe der Einheimischen, während er laut SCHÜTZ nach einem Anpassungsprozess, der mit Assimilation endet, erst so zu einem vollwertigen Mitglied der Gruppe wird (vgl. Treibel 1999 : 105).

Integration ist aber keineswegs gleichbedeutend mit Assimilation, aber auch nicht mit Segregation. Als „Kompromiss“ oder Mittelweg ist die „Interkulturelle Integration“. Diese fordert sowohl von der Mehrheit als auch von der Minderheit eine „angemessene Balance“ zu suchen und zu finden (vgl. Geißler/Pöttker 2006 : 19). Schon an dieser Stelle kommt es zu einem Problem und zwar wo setzt die „multicultural line“ (Fleras/Elliot 2002 : 9) an, die zwischen der gewünschten Einheit und der Individualisierung steht. *„Wo endet das Recht auf Differenz? Wo beginnt die Verpflichtung zur Anpassung?“* (Geißler/Pöttker 2006 : 19) Wenn man nun beide Modelle der Integration auf die Realität anwendet, so sind sowohl das assimilative als auch das interkulturelle Modell anzutreffen. Assimilation ist dabei ein langfristiger Prozess, der sich über mehrere Generationen hinweg vollzieht, wobei allen Anschein nach, die interkulturelle Integration die Vorstufe davon ist (vgl. Geißler/Pöttker 2006 : 20).

III.III. Heimat und Identität

Der Heimatbegriff ist besonders schwer zu definieren. Einer der Gründe dafür ist, dass Menschen entsprechend ihrer individuellen Erfahrungen unterschiedliche Gefühle verbinden. Die begriffliche Bedeutung für den Einzelnen scheint sich aus der spezifisch, individuell-biografischen Situation zu ergeben. Daher sind die Vorstellungen von Heimat interindividuell verschieden und veränderlich. Landschaft, Sprache, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aber vor allem auch die individuelle Befindlichkeit prägen diese Vorstellungen. Somit könnte man sagen, dass Heimat nicht nur neu gefunden sondern auch immer wieder neu erfunden werden. (vgl. Mertens 2001 : 43). Im Brockhaus (Bd. 6, 1997 : 161ff) steht unter „Heimat“:

„Im allgemeinen Sprachgebrauch ist H. zunächst auf den Ort (auch als Landschaft verstanden) bezogen, in den der Mensch hineingeboren wird, wo die früheren Sozialisationserlebnisse stattfinden, die weithin Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und schließlich auch Weltauffassungen prägen. Insoweit kommen dem Begriff grundlegend eine äußere, auf den Erfahrungsraum zielende, und eine auf die Modellierung der Gefühle und Einstellungen zielende innere Dimension zu, die (zumal der Begriff H. zunächst mit der Erfahrung der Kindheit verbunden ist) dem Begriff eine meist stark gefühlsbetonte, ästhet., nicht zuletzt ideolog. Komponente verleihen.“

Es ist sehr schwer eine „eigene“ Definition von Heimat in Angriff zu nehmen, denn Heimat kann für jeden unendlich vieles bedeuten: Von konkreten Dingen wie Wohnort oder Familie bis hin zu abstrakten, wie Gefühle, Gerüche oder dergleichen. Menschen entwickeln Emotionen in Bezug auf örtliche Gegebenheiten und die damit verbundenen Traditionen, Bräuche,

Sitten sowie die Familie, alte Freunde und vertraute menschliche Beziehungen im Sinne eines „Heimatgefühls“ (vgl. Heilingsetzer 2004 : 17).

„Eines Menschen Heimat ist auf keiner Landkarte zu finden, nur in den Herzen der Menschen, die ihn lieben“ (Margot Bickel)

Der oben genannte Aphorismus hat einen älteren Vorgänger. Schon Tullius CICERO (106 – 43 v. Chr.) sagte *„Patria est, ubicumque est bene“*, das bedeutet so viel wie *„Wo immer es gut, dort ist (meine) Heimat“* (vgl. Cicero 1997 : 468 ff.; Tsculanæ disputationes, Buch 5, 37, 108).

Heimat ist immer Gegensatz zur Fremde. Beides wäre für sich alleine nicht denkbar, denn sie stehen in einem speziellen Beziehungs- und Spannungsverhältnis zueinander. Das liegt auch an dem ambivalenten Verhältnis, das viele Menschen zu ihrer Heimat haben. Heimat wird meist dann vermisst, wenn man in der Fremde lebt und Heimweh hat. Das Fremde hat auch eine große Bedeutung für die Konstruktion von Identität. Zwischen dem „Ich“ und dem „Anderen“, sprich der eigenen Identität und der Identität des Fremden, bestehen nicht nur reale Beziehungen, sondern Erfahrungen, Berührungen und der Vergleich mit dem „Anderen“ sind für die Konstruktion der eigenen Identität essentiell. (vgl. Heilingsetzer 2004 : 148). Ina-Maria GREVERUS (1995 : 1) schreibt:

„Unsere Identität oder unser Selbstbewusstsein entwickelt sich in der Interaktion mit den Anderen“

Heimat scheint dann sehr wichtig für Menschen zu sein, wenn diese das Gefühl haben, dass alles zerfallen könnte. Nach Paul PARIN (1996) hat Heimat aus der Sicht der Psychoanalyse die Bedeutung einer „seelischen Plombe“. Sie ist in der Lage Lücken zu füllen, seelische Brücke zu überbrücken und die Seele wieder ganz zu machen.

„Je schlimmer es um einen Menschen bestellt ist, je brüchiger sein Selbstwertgefühl ist, desto nötiger die Heimatgefühle, die wir darum eine Plombe für das Selbstgefühl nennen“ (Parin 1996 : 18).

Meist verbindet man mit „Fremde“ Gefahr und Bedrohung, jedoch wenn man sich mit dem „Fremden“ auseinander setzt verliert das „Fremde“ seine Bedrohlichkeit und es wird uminterpretiert zum „Anderssein“. Jedoch ist die Angst vor dem Fremden ein weitverbreitetes Phänomen. Meist ist die Aggression gegen Fremde oft gelernt, aber auch durch negative Erfahrungen und Frustrationen hervorgerufen. Aus objektiver Sicht ist die Angst vor dem Fremden, dem Anderen und dem Andersaussehenden völlig ungerechtfertigt, denn das Verhalten der Menschen unterscheidet sich kaum voneinander (vgl. Heilingsetzer 2004 : 148ff).

III.III.I. Shifting-Identity

Vor allem die zweite Generation von Migranten weiß oft nicht welcher kulturellen Identität sie angehört oder sich zugehörig fühlen soll. Menschen, die in einer anderen Kultur aufwachsen als ihre Eltern, erleben es oft zwei Identitäten zu haben oder eine Identität „dazwischen“ einzunehmen. Während die Eltern als primäre Bezugspersonen ihre Sprache, Religion, Werte, kulturelle Bräuche und Weltbilder den Kindern mitgeben, treten diese früh in Kindergärten, Schule und Arbeit in Konkurrenz mit den kulturellen und gesellschaftlichen Vorstellungen der neuen Heimat. Den Eltern gelingt es oft sich abzuschotten, aber Kinder können sich diesen neuen Einwirkungen nicht entziehen und „müssen“ dafür auch offen sein. Damit es nicht zu einer völligen Identitätsdiffusion kommt, scheint es so, als müssen diese Menschen beide Identitäten trennen oder zwischen ihnen wählen, denn eine totale Gleichzeitigkeit der Identitäten schein ausgeschlossen (vgl. Heilingsetzer 2004 : 155).

Bei mittel- und langfristigen Integrationsprozessen rücken die Kinder der Migranten in den Vordergrund. Die sogenannte „zweite Generation“, dabei handelt es sich um Kinder von zwei im Ausland geborenen Elternteilen verstanden, die selbst im Aufnahmeland geboren wurden oder bis zum Alter von sechs Jahren zugewandert sind. Im Gegensatz zu ihren Eltern, eignen sie sich besser für nachhaltige Aussagen zum Integrationsgeschehen, da sie zum größten Teil im Aufnahmeland bleiben werden. Anders als die Migranten der ersten Generation wollen nur wenige Migranten der zweiten Generation in das Heimatland ihrer Eltern und es sind sehr wenige, die das dann auch tun (vgl. Fincke 2008 : 192ff). Die zweite Generation befindet sich in einem Akkomodationsprozess¹⁴, da sie den Konflikt ihrer Eltern, der im Spannungsfeld der unterschiedlichen Anforderungen zwischen diesen und der Aufnahmegesellschaft entsteht, austragen. Dabei wird angenommen, dass die dritte Generation sich vollkommen assimiliert und so die Herkunftskultur verschwindet. Nachfolgestudien haben gezeigt, dass diese Generation entgegengesetzt dieser Annahme zu einer sehr stark ausgeprägten Kulturbezogenheit neigt. Integration bedeutet, dass beide Gruppen (sowohl die Mehrheit als auch die Minderheit) an ihrer Kultur festhalten können. Dabei entstehen für keiner der Gruppen Nachteile und der Kontakt oder der Zugang zur anderen Kultur wird nicht verwehrt. Somit heißt Integration im Idealfall nicht das bloße Nebeneinanderleben, sondern zumindest für Migranten auch eine „Doppeloption“ auf den Zugang zur anderen Kultur. Es wird der einzelnen Person überlassen,

¹⁴ Unter „Akkomodation“ versteht HECKMANN (1992) die wichtigen Veränderungen und Anpassungen in Bezug auf Sprache, bürokratische Abläufe, etc. die Minderheitenkulturen im Rahmen der Integration vornehmen müssen (vgl. Schmid 2005 : 28).

was und wie viel sie welcher Kultur übernimmt. Integration bedeutet Chancengleichheit nicht nur auf rechtlicher, sondern und vor allem auch auf psychosozialer Ebene. Im Vordergrund stehen Akzeptanz der Gesellschaft, denn ohne diese ist keine Integration von Seiten der Minderheiten möglich (vgl. Schmid 2005 : 28ff).

IV. Medien und Interkulturalität

Medien haben viele Funktionen für das interkulturelle Zusammenleben. Dank des globalen Medienmarktes, ist es Möglich, das auf der ganzen Welt die gleichen Kinofilme zur selben Zeit gesehen werden können. Das Selbe gilt für den Markt der Computerspiele und Musik. Auch Cartoons und Werbungen sind in der gleichen oder ähnlichen Form in den unterschiedlichsten Ländern anzutreffen. (vgl. Theunert 2008 : 7).

„Die globale Medienwelt schafft Vertrautheit in der Fremde, bietet Gesprächsstoff und sorgt für transkulturelle Medienvorlieben vor allem in der heranwachsenden Generation“ (Theunert 2008 : 7).

Das Internet ermöglicht einen bequemen Zugang zur globalen Unterhaltungsindustrie und sie öffnet darüber hinaus eine Fülle von international und national ausgerichteten Wissens- und Informationsquellen. Es bietet auch den Fans von Unterhaltungsuniversen sich in Echtzeit über die Grenzen hinweg auszutauschen sowie die Möglichkeit in verschiedenen Communities auf Kontaktsuche zu gehen oder sich in thematisch und politisch motivierten Interessensgemeinschaften zu engagieren. Somit ist es egal, wo man sich aufhält, man bleibt immer im Kontakt: Trotz räumlicher Trennung ist man in den sozialen Netzwerken verankert und kann sich auch gleich in neue einklinken.

Vor allem für Menschen, die zugewandert sind und auch für die Aufnahmegesellschaften rücken die Funktionen der Medien im Prozess von interkultureller Sozialisation und Verständigung in den Vordergrund (vgl. Theunert 2008 : 7).

„Für Menschen mit Migrationshintergrund können Medien Brücken mehrfacher Hinsicht bauen: Heimatsprachliche Medienprodukte erlauben es, die herkunftskulturellen Wurzeln aufrechtzuerhalten, hinsichtlich des Informationsstandes ebenso wie hinsichtlich des Gefühlslebens und der Muttersprache. Über das Internet können Beziehungen zum Herkunftsland in vielfältigen Formen aufrecht erhalten werden oder es kann der Austausch mit Menschen gesucht werden, die das Migrationsschicksal teilen (Theunert 2008 : 7ff).

Auch der Aufnahmegesellschaft werden Einblicke in die neue Kultur, in Gepflogenheiten, Alltagsstrukturen und etc. gewährt. Vor allem geteilte Medienerlebnisse bieten Gesprächsstoff zwischen Menschen, die sich nicht näher kennen. Auf der anderen Seite können Medien aber auch eine Abgrenzungsfunktion übernehmen. Der Konsum von ausschließlich heimatssprachlichen Medienprodukten oder auch die Pflege herkunftskulturell verankerten Beziehungslebens kann Integration und interkulturelle Verständigung im Weg stehen. Besondere Bedeutung wird hier den Massenmedien zugeschrieben (vgl. Theunert 2008 : 8).

IV.I. Mediale Integration

Der Begriff der „medialen Integration“ meint die Integration der ethnischen Minderheiten in die medial hergestellte Öffentlichkeit und in das Mediensystem. So wie in anderen Einwanderungsgesellschaften gibt es in Deutschland neben den dominanten Mehrheitsmedien (sogenannte Mainstreammedien), die hauptsächlich in deutscher Sprache produziert werden, Ethnomedien, die von ethnischen Minderheiten in deren eigenen Sprache hergestellt werden. An dieser Stelle wird zwischen drei Typen der medialen Integration bzw. Nicht-Integration unterschieden – mediale Segregation, mediale Assimilation und interkulturelle mediale Integration:

Mediale Segregation: Diese Form stellt den Gegentyp zur medialen Integration dar. Sie liegt dann vor, wenn ethnische Minderheiten ausschließlich Ethnomedien nutzen. Diese werden häufig in den Herkunftsländern für die dortige Bevölkerung produziert und sind stark oder hauptsächlich an der Herkunftskultur orientiert. In den meisten Fällen enthalten sie weder Informationen von der Aufnahmegesellschaft noch geben sie Hilfe zur Bewältigung von Integrationsproblemen. In den deutschen Medieninhalten tauchen ethnische Minderheiten meist als „nicht dazugehörig“ oder als „Ausländer“ auf – ihre Präsentation ist meist negativ.

Mediale Assimilation: Im Gegensatz zur medialen Segregation steht die mediale Assimilation. Dieses Modell geht davon aus, dass ethnische Minderheiten auch sozialkulturell angeglichen sind: Die Medieninhalte haben keine ethnospezifischen Bezüge mehr, da die Minderheiten nicht mehr als besondere Gruppen existieren. Sie sind in der Mehrheitskultur assimiliert, dabei gibt es keine ethnischen Teilöffentlichkeiten mehr und keine Ethnomedien, da die ethnischen Minderheiten die deutschen Medien nutzen wie die Menschen im Aufnahmeland selbst.

Interkulturelle mediale Integration: Während im assimilativen Modell die ethnischen Medien und Teilöffentlichkeiten fehlen und im segregativen Modell sind Mehrheit und Minderheit gegeneinander „abgeschottet“, sind im interkulturell integrativen Modell Mehrheit und Minderheit miteinander verbunden. Die Besonderheiten dieses Modells betreffen einerseits die Medienproduktion andererseits auch die Inhalte und deren Nutzung (vgl. Geißler/Pöttker 2006 : 20ff).

Für ESSER (2000) gibt es zwei grundlegende Funktionen der Massenkommunikation bzgl. des Integrationsprozesses: Zum einen ermöglicht der Erwerb sprachlicher Kompetenzen die Aufnahme „interethnischer Beziehungen und interethnischer Kommunikation und zum anderen können die Repräsentation von Migranten zum Abbau oder zur Veränderung von Vorurteilen und sozialen Distanzen beitragen. Diese Funktionen können nur dann erfüllt werden, wenn Massenmedien Informationen sowie Wissensbestände und damit auch Werte und Sinnkontexte über die unterschiedlichen Gruppen in einer Gesellschaft vermitteln. Das gilt auch bzw. besonders für das Internet. Manche befürchten im Zusammenhang mit den neuen Kommunikationstechnologien einen Zusammenbruch herkömmlicher Gesellschaftsstrukturen aufgrund eines verstärkten Individualismus und daraus resultierenden Isolation. Andere hingegen sehen darin die Möglichkeit auf die Entwicklung neuer Formen von Sozialstrukturen, die die Formation neuer Gruppen möglich machen.

Wenn Integration als die Schaffung von Beziehungen und gemeinsamem Wissen über verschiedene Gruppen hinweg und kulturelle Identität als Beziehung und gemeinsames Wissen innerhalb einer Gruppe verstanden wird, dann wird die Bedeutung der Massenmedien und des Internets für die kulturelle Identität gleichgestellt wie jene der Integrationsprozesse. Im Zusammenhang mit dem Internet gibt es einen Befund von McKENNA/BARGH (1998), der die identitätsstiftenden Möglichkeiten der Onlinekommunikation deutlich macht, aber eventuell für eine nicht-integrationsfördernde Wirkung spricht. So treffen Angehörige von Minderheiten, die in ihrem Alltag keinen sozialen Anschluss finden, im Internet auf Gleichgesinnte tref-

fen. Dabei bilden sich geschlossene Gruppen, die an einem Austausch mit anderen kein Interesse mehr haben (vgl. Schneider/Arnold 2006 : 95ff).

Vor allem in jüngster Zeit wurden vermehrt Stimmen laut, welche die Integrationsfunktion der Medien in Frage stellen. Besonders auf der Seite der Mediennutzer wird durch die Möglichkeiten die das Satellitenfernsehen und das Internet bieten, würden sich Migranten in ein selbstgewähltes „Medienghetto“ flüchten und sich somit der Mehrheitsgesellschaft abwenden und isolieren. Es ist aber weitgehend ungeklärt, ob sich Migrantengruppen tatsächlich durch den mehrheitlichen Konsum von „Heimatprogrammen“ gesellschaftlich isolieren. Die ethnische Vielfalt ist ein Kennzeichen der meisten modernen Gesellschaften und dementsprechend stellen gleichberechtigte kulturelle Vielfalt und eigenständige Ethnomedien keine Gefährdung der gesellschaftlichen Integration darstellen (vgl. Bonfadelli 2008 : 79ff).

„Wichtig seien vor allem Akzeptanz, Chancengleichheit und Partizipationsmöglichkeiten für (ethnische) Minderheiten einerseits, aber auch die Kenntnis und Anerkennung der grundlegenden Werte und Institutionen der ‚Mehrheits‘-Gesellschaft durch die (ethnischen) Minderheiten. Dieses gemäßigte Modell von Multikulturalismus betont nicht zuletzt den interkulturellen Dialog und das gegenseitige Verständnis der verschiedenen ethnokulturellen Gruppen, welche die modernen Gesellschaften prägen“ (Bonfadelli 2008 : 80).

Teil 2
Empirie

I. Methode

I.1. Problemzentriertes Interview

Das problemzentrierte Interview Alle offenen, halbstrukturierten Befragungen werden unter diesem Begriff zusammengefasst. Das Interview lässt den Befragten zwar möglichst frei zu Wort kommen. Es wird aber zentriert auf eine bestimmte Problemstellung abgezielt. Die Problemstellung wurde vom/n InterviewerIn bereits vorher analysiert; es wurden bestimmte Aspekte erarbeitet, die in einem „Interviewleitfaden“ zusammengestellt und werden im Gesprächsverlauf angesprochen.

Es gibt **drei Prinzipien**, die im problemzentrierten Interview berücksichtigt werden sollten:

- **Problemzentrierung:** Die wesentlichen objektiven Aspekte sollen vor der Interviewphase erarbeitet werden.
- **Gegenstandsorientierung:** Die konkrete Gestaltung muss auf den spezifischen Gegenstand bezogen sein und nicht in der Übernahme fertiger Instrumente bestehen.
- **Prozessorientierung:** Die Analyse des wissenschaftlichen Problemfeldes sowie eine Gewinnung und Prüfung von Daten steht hier im Vordergrund.

Ein, für die Interviewdurchführung, wichtiges Merkmal ist die „*Offenheit*“. Das ermöglicht ein freies Antworten, ohne vorgegebene Antwortalternativen.

Die **Vorteile** dieser Methode lauten wie folgt:

- Überprüfung, ob man richtig verstanden wurde
- Subjektive Perspektiven und Deutungen können offen gelegt werden
- Zusammenhänge, größere kognitive Strukturen können im Interview entwickelt werden
- Konkrete Bedingungen der Interviewsituation können thematisiert werden

Alles läuft darauf hinaus, eine stärkere Vertrauensbeziehung zwischen Interviewern und Befragten zu begründen. Es ist ganz wichtig, dass der/die Befragte sich ernst genommen und ausgehört fühlt. Erfahrungen mit dieser Methode haben gezeigt, dass sie in der Regel ehrlicher, reflektierter, genauer und offener ist, als bei einem Fragebogen oder einer geschlossenen Umfragetechnik.

Die **Grundgedanken** dieser Methode lauten:

- Dieses Form des Interviews wählt den sprachlichen Zugang, um die Fragestellung auf dem Hintergrund subjektiver Bedeutungen, vom Subjekt selbst formuliert, zu erhalten.
- Eine Vertrauenssituation soll zwischen den Interviewpartnern entstehen.
- Die Forschung setzt an den gesellschaftlichen Problemen an, welche vorab objektiv analysiert worden sind.
- Die Befragten werden zwar durch den Interviewleitfaden auf bestimmte Fragen hingelenkt, sollen aber offen – ohne Antwortvorgaben – darauf reagieren.

Die Formulierung und Analyse des Problems muss immer am Anfang stehen. Danach werden die zentralen Aspekte für den Interviewleitfaden zusammengestellt. Dieser enthält die einzelnen Thematiken des Gesprächs in einer vernünftigen Reihenfolge und zumindest die Einstiegsfragen. Dann folgt als nächster Schritt die Pilotphase in der ein Probeinterview durchgeführt wird.

Bei der eigentlichen Interviewphase besteht das Gespräch im Wesentlichen aus **drei Teilen**:

- **Sondierungsfragen**: Das sind ganz allgemein gehaltene Einstiegsfragen.
- **Leitfadenfragen**: Hier handelt es sich um bestimmte Themenaspekte, die als wesentliche Fragestellungen im Interviewleitfaden festgehalten sind.
- **Ad-hoc-Fragen**: Während dem Interview wird der Interviewer immer wieder auf Aspekte stoßen, die im Leitfaden nicht verzeichnet sind. Wenn diese für die Themenstellung oder für die Erhaltung des Gesprächsfadens bedeutsam sind, werden spontane Ad-hoc-Fragen formuliert.

Um das erhaltene Material festzuhalten, wird – im Einverständnis mit den Befragten – eine Tonbandaufzeichnung angefertigt. Während dem Gespräch oder auch danach kann ein Protokoll erstellt werden (vgl. Mayring 2002 : 67 ff).

I.II. Aufbereitungsverfahren / Wörtliche Transkription

Wenn es sich um gesprochene Sprache handelt, wie in diesem Fall aus dem Interview, muss sie in eine schriftliche Fassung gebracht werden. Für eine ausführliche Auswertung ist die Herstellung von Transkripten das A und O. Hier können Unterstreichungen und Randnotizen vorgenommen werden. Das Wortprotokoll ermöglicht es auch, einzelne Aussagen in ihrem Kontext zu sehen – Basis für eine ausführliche Interpretation (vgl. Mayring 2002 : 89).

I.III. Auswertungsverfahren / Qualitative Inhaltsanalyse

„Qualitative Inhaltsanalyse will Texte systematisch analysieren, indem sie das Material schrittweise mit theoriegeleitet am Material entwickelten Categoriesystemen bearbeitet. (Mayring 2002 : 114)“

Zu den Formen der qualitativen Inhaltsanalyse zählen: Die *zusammenfassende Inhaltsanalyse*, die das Textmaterial immer mehr reduziert unter Beibehaltung der wesentlichen Inhalte; die Zusammenfassung wird dabei Zusehens abstrakter (vgl. Mayring 2008 : 59). Die *induktive Kategorienbildung*, die Entwicklung von Kategorien direkt aus dem Textmaterial ohne Einbeziehung vorab formulierter Theoriekonzepte, in die die Inhalte oder sonstigen Textmerkmale eingeordnet werden können (vgl. Mayring 2008 : 75). Die *explizierende Inhaltsanalyse*, die versucht, die untersuchten Inhalte so gut wie möglich verständlich zu machen indem zu einzelnen interpretationsbedürftigen Textstellen zusätzliches Material herangetragen wird (vgl. Mayring 2008 : 77). Die *strukturierende Inhaltsanalyse*, die zum Ziel hat anhand eines Kategoriensystems eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern (vgl. Mayring 2008 : 83).

Nach Sichtung des Materials wird zunächst ein System von Kategorien festgelegt, wonach den interpretativen Techniken der Zusammenfassung, Explikation und/oder Strukturierung Aussagen aus dem Text herausgefiltert werden.

II. Die Einzelinterviews / Vorstellung der InterviewpartnerInnen

Die Autorin hat im Rahmen ihrer Forschung vierzehn Personen mit einem Migrationshintergrund befragt. Diese Interviews dienten zur Untersuchung der forschungsleitenden Fragestellung, was nun der Unterschied zwischen den einzelnen Migrations-Typen ist. Die Meinungen der Interview-Partner werden im folgenden Forschungsbericht kategorisch nach der Methode von Mayring ausgearbeitet.

Zu Beginn werden die vierzehn Personen kurz vorgestellt:

- 1) Ali A.: Herr A's Eltern kommen ursprünglich aus dem Iran. Er selbst ist Wien geboren, ist 27 Jahre alt und studiert momentan an der MedUni Wien.
- 2) Afshin N.: Herr N. kommt ursprünglich aus dem Iran und ist in Wien aufgewachsen. Er ist gelernter Tischler und besitzt eine eigene Werkstatt.
- 3) Djoe M.: Herr M. ist 29 Jahre alt, kommt ursprünglich aus Guinea-Bissau und ist in Stockholm geboren. Im Alter von 11 Jahren kam er nach Wien und studiert jetzt an einer Fachhochschule.
- 4) Jennifer R.: Frau R. ist 26 Jahre alt, ihre Eltern kommen aus Polen und sie selbst ist in Wien geboren. Nach dem Tod ihres Vaters hat sie die Schule abgebrochen und ist seitdem Kellnerin.
- 5) Ladislav D.: Herr D. ist 35 Jahre alt und ist gebürtiger Serbe. Mit 13 kam er nach Wien und hat im Rahmen seiner Ausbildung Koch/Kellner gelernt. Er ist seit mittlerweile zwei Jahren mit einer Österreicherin verheiratet.
- 6) Mohamed B.: Herr B. ist 30 Jahre alt, ist in Wien geboren. Seine Eltern kommen aus Ägypten, wo er auch teilweise aufgewachsen ist, allerdings besuchte er dort die Deutsche Schule. Momentan ist er Student an der WKW Wien und arbeitet bei der OSCE.
- 7) Nicol C.: Frau C. ist 28 Jahre alt, ist in Wien geboren und hat tschechische sowie ungarische Wurzeln. 2004 maturierte sie in der HAK Augarten.
- 8) Nina K.: Frau K. ist 27 Jahre alt, ist gebürtige Kroatin, ist in Wien aufgewachsen und hat Anfang des Jahres ihr Studium an der WU Wien abgeschlossen.
- 9) Nasrin K.: Frau K ist 56 Jahre alt und ist gebürtige Iranerin. 1974 kam sie zum Studieren nach Österreich und lebt seitdem mit ihrer Tochter in Wien.

10) Niloofer N.: Frau N. ist 37 Jahre alt, ist in Teheran (Iran) geboren und mit 13 Jahren nach Österreich gekommen. Sie ist gelernte Grafikerin und Mutter von zwei Kindern.

11) Nooshin S.: Frau S. ist 42 Jahre alt und ist gebürtige Iranerin. Sie wurde als erstes von drei Kindern alleine nach Österreich geschickt, wo sie im Internat aufgewachsen ist. Sie ist Mutter von einem Sohn.

12) Parisa N.: Frau Mag. N. ist 32 Jahre alt, ist in Wien geboren und ist Jursistin. Ihre Eltern sind ursprünglich aus dem Iran.

13) Ryadh W.: Herr W. ist in Österreich geboren und 25 Jahre alt. Sein Vater kommt ursprünglich aus Syrien und seine Mutter ist gebürtige Ungarin.

14) Sasa B.: Herr B. ist 29 Jahre alt, ist gebürtiger Serbe und ist in Österreich aufgewachsen. Nach dem Tod seines Vaters brach er die Schule ab, welche er jetzt mühevoll nachholt.

Es handelt sich hierbei um sieben männliche und sieben weibliche Personen. Davon sind acht nicht in Österreich geboren. Unabhängig davon ist bei vier Personen der Migrationshintergrund nicht auf den ersten Blick ersichtlich.

Um die Interviews besser auswerten zu können, wurde das Gespräch in 5 Teile aufgeteilt:

- 1) Erfahrungen als Migrant in Österreich
- 2) Bestimmung des Migrations-Typs
- 3) Einstellungen gegenüber anderen Migrations-Typen
- 4) Mediennutzung
- 5) Allgemeine Einstellung/Meinung zum Thema „Migration und Integration“

Um die Aussagen der Interview-Partner miteinander vergleichen zu können, entschied sich die Autorin für folgende Kategorien:

- a) positiv – negativ (hinsichtlich der Aussagen, Einstellungen und Erfahrungen)
- b) männlich – weiblich (geschlechterspezifische Unterschiede)
- c) äußere Merkmale vorhanden – nicht vorhanden (hinsichtlich des
- d) hier geboren – zugewandert (hinsichtlich des ethnischen Hintergrunds)

Am Ende der Auswertung folgt ein Conclusio hinsichtlich der forschungsleitenden Fragestellung.

II.I. Leitfadenfragebogen

Sondierungsfragen

- Name
- Alter
- Herkunft
- Geburtsort
- Ausbildung

Leitfadenfragen

1) Erfahrungen als MigrantIn in Österreich

Wie war das für dich nach Österreich zu kommen? Was für negative/positive Erfahrungen hast du da gemacht?

Wurdest du schon aufgrund deiner Herkunft (andere Sprache, andere Hautfarbe, andere Religion) diskriminiert?

2) Bestimmung des Migrations-Typs

Fühlst du dich als ÖsterreicherIn?

Wo bist du zu hause bzw. wo bist du beheimatet?

In welcher Sprache denkst/träumst du?

Bist du liiert? Woher kommt dein/e PartnerIn? Gründe?

Beschreibe deinen Freundeskreis. Hast du mehr Österreicher oder mehr „ausländische Freunde“? Warum (evtl. kulturelle Eigenheiten)?

3) Einstellungen gegenüber anderen Migrations-Typen

Warum glaubst du wollen einige Migranten nur „unter sich“ bleiben?

Warum glaubst du „verleugnen“ manche Migranten ihre Herkunft?

4) Mediennutzung

Informierst du dich über aktuelle Ereignisse in deinem „Ursprungsland“?

Hast du Kontakt zu Menschen, die den gleichen oder ähnlichen Migrationshintergrund haben wie du über die nationalen Grenzen hinaus? Wie hältst du den Kontakt aufrecht bzw. warum?

5) Allgemeine Einstellung/Meinung zum Thema „Migration und Integration“

Was ist deine allgemeine Meinung zum Thema „Migration & Integration“?

III. Auswertungen

III.I. Erfahrungen als MigrantIn in Österreich

Hier geht es um die generellen Erfahrungen und Einstellung als MigrantIn in Österreich. Die jeweiligen Aussagen der InterviewpartnerInnen werden zu Beginn zusammenfassend dargestellt, um sie dann hinsichtlich der Kategorien zu analysieren.

Fragestellung (1): „*Wie war das für dich nach Österreich zu kommen? Was für negative/positive Erfahrungen hast du da gemacht?*“

Afshin N. ist nur nach wenigen Monaten in ein Internat geschickt worden und war der deutschen Sprache nicht mächtig. Er hatte in der Schule Schwierigkeiten mit dem Lernstoff, da er weder schreiben noch lesen konnte und im Allgemeinen war das eine sehr schwierige Zeit für ihn, da er sich allgemein nicht verständigen konnte: „[...] *hab dort die Schule besucht und das war halt nicht so einfach, weil ich mich dort mit niemand unterhalten konnte und mich nicht verständigen konnte und hab da eben mit die ganzen Jugendliche und Kinder auskommen müssen. War nicht so einfach.*“

Djoe M. kam mit elf Jahren nach Wien. Anfangs machte er positive Erfahrungen, da es seiner Meinung nach „*noch nicht so viele Schwarzen*“ gab. Umso älter er wurde, umso mehr negative Erfahrungen musste er machen: „*Ja, weil man ja Schwarzafrikaner immer mit Drogen in Verbindung gebracht, das heißt polizeiliche Kontrollen auf der Straße, Taschendurchsuchungen und halt Beschimpfungen in der Straßenbahn oder UBahn.*“

Ladislav D. ist zwar in Österreich geboren, aber mit vier Jahren mit seinen Eltern zurück nach Serbien gezogen. Mit dreizehn Jahren zog er nach Wien, von dem er anfangs sehr fasziniert im positiven Sinn war: „*Also war das für mich sehr fasziniert, also die große Stadt und das ganze rum und so, also das fand ich ziemlich sehr schön.*“ Später, als er in die Schule kam, fühlte er sich aufgrund seiner mangelnden Deutschkenntnisse unverstanden, ab dem Zeitpunkt sammelte er sowohl positive als auch negative Erfahrungen: „[...] *es gab solche und solche, also rassistische und weniger rassistische, freundliche, unfreundliche... also wie's halt überall ist.*“

Nina K. hat hauptsächlich positive Erfahrungen bei ihrer Einwanderung gemacht. Solange sie Deutsch gesprochen hat, gab es keine Probleme: „[...] wenn ich nicht Deutsch geredet hab, hat es komische Blicke gegeben, aber ansonsten eigentlich... also alles ohne Probleme.“

Nasrin K. ist 1974 zum Studieren nach Wien gekommen und fühlte sich anfangs aufgrund ihrer sprachlichen Defizite oft unverstanden und hat dabei sowohl positive als auch negative Erfahrungen sammeln können. Am Anfang hat sie das Gefühl gehabt, dass Österreicher im allgemeinen Fremden gegenüber sehr verschlossen sind. Um das Vertrauen von ihnen zu erlangen, musste man ihrer Meinung nach einen sehr hohen Preis zahlen: „Öfter ja sagen, obwohl man nicht der gleichen Meinung war. Falsch verstanden werden, Abneigungen haben und oft der Gefühl haben nicht willkommen zu sein.“

Als Niloofar N. nach Österreich kam, war das für sie ein „riesen Schock“, weil sie gleich in ein Internat geschickt wurde und „dann mit der Kultur ziemlich heftig zusammen gestoßen“ ist – ganz gleich ob mit der menschlichen Seite, dem Essen oder dem Verhalten.

Nooshin S. kam ohne ihre Eltern und war ziemlich einsam. Sie wurde in ein Internat geschickt, wo sie schnell Deutsch lernen musste: „Ich bin ohne meine Eltern gekommen, war ziemlich einsam, war im Internat, hab schnell Deutsch lernen müssen, war für mich eine harte Zeit.“ Nach dem ersten Jahr hat sie sich schnell eingelebt.

Sasa B. war noch sehr jung, als er nach Österreich kam und hatte aufgrund seines Alters sehr schnell Deutsch gelernt und war in seiner Familie der Einzige, der so gut Deutsch konnte. Anfangs in der Volksschule hatte er überhaupt keine Probleme, diese fingen erst an, als er in ein Gymnasium gekommen ist: „[...] die Probleme haben sich dann erst eingestellt als ich in die Mittelschule, also ins Gymnasium gekommen bin, in dem Sinne, weil ich in einer Schule drin war, die ungefähr 2 – 3.000 Schüler beherbergt hat, wo ich aber einer von 5 oder 10 maximal Ausländern in dieser Schule war.“

Fragestellung (2): „Wurdest du schon aufgrund deiner Herkunft (andere Sprache, andere Hautfarbe, andere Religion) diskriminiert?“

Ali A. wurde schon öfters aufgrund seiner Herkunft diskriminiert. *„Ein Beispiel... was mir sicher öfter passiert ist, ist bei meiner Busstation am Abend, dass mir der Busfahrer ständig vorbeifährt – bleibt nicht stehen, sondern fährt einfach weiter.“* Seine Reaktion darauf ist, dass er ihm dann nachläuft.

Afshin N. hatte in „späteren Jahren“ oft das Problem, dass er aufgrund seines Aussehens in viele Lokale nicht reingelassen wurde: *„[...] also nur weil man gesehen hat, dass ich nicht Österreicher bin, in viele Lokale mich nicht reingelassen hat [...].“* Es gab auch viele Beleidigungen während der Lehrzeit, in der Schule und am Arbeitsplatz, wobei er nach eigenen Angaben nicht beschimpft, sondern mehr „gehänselt“ wurde: *„Beschimpft weniger, aber mehr... wie soll ich sagen... verarscht kann man sagen.“*

Djoe M. wurde/wird aufgrund seiner Hautfarbe öfters diskriminiert. Während der Schulzeit hatte er viele Schlägereien: *„Ja, wie gesagt, in der Schule Raufereien, sobald der Wort Neger gefallen ist und da hab ich ziemlich viel Widerstand geleistet eigentlich. Bis meine Mutter mal darauf hingewiesen hat, dass mir nur dadurch selber schaden würde [...] dass ich das einfach passieren lassen soll, weil das sind dumme Menschen.“* Zwar ist er solche Beschimpfungen schon gewöhnt, jedoch sind sie ihm nicht gleichgültig, sondern er geht mit der Situation anders um *„[...] weil erstens Wörter einem nur treffen, wenn man es zulässt und in dem Fall lasse ich es nicht zu“*. Er reagiert nicht mehr auf Beschimpfung, da dies, seiner Meinung nach, nichts bringt.

Jennifer R. wurde nach eigenen Angaben noch nie aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert.

Ladislav D. wurde/wird oft aufgrund seiner Herkunft als „Tschusch“ beschimpft. Ihm ist das egal, da er einfach zurück schimpft. Er gibt weiters an, dass solche Beleidigungen täglich vorkommen, wie zum Beispiel am Arbeitsplatz: *„Ja, der kleine Tschusch soll das halt machen, wozu ist er sonst da...“* Weiters ist er der Meinung, dass die „höheren Posten“ in seiner Firma nur mit „Österreichern“ besetzt werden, auch wenn sie kaum arbeiten *„ [...] und wenn einer von uns zum Beispiel einmal einen Fehler macht [...]“*, dann wird besonders darauf geachtet. Mit uns meint er sich und seine Kollegen, die „Ausländer“ sind.

Mohamed B. gibt an, dass es ein einziges Mal vorgekommen ist, dass er aufgrund seiner Herkunft diskriminiert worden ist. *„Ein einziges Mal vor 7, 8 Jahren in eine Großraumdiskothek, wo ich eigentlich nicht mal hinein wollte und die Türsteher mir davon abgeraten haben hinein zugehen.“* Er verstand die Reaktion der Türsteher so, als würde jemand der *„etwas dunkler aussieht“* wie er, nicht das *„richtige Publikum“*.

Nicol C. hat aufgrund ihres Aussehens sowohl positive als auch negative Erfahrungen gemacht und nennt als Beispiel eine Situation in einer Bäckerei, wo die Kassiererin sehr langsam und sehr deutlich mit ihr gesprochen hat. Auf solche Situationen reagiert sie sehr gelassen: *„Früher in meiner Pubertät hat mich sowas ziemlich gestört, mittlerweile ziemlich gelassen.“*

Nina K. kam nach Wien und wurde in die 4. Volksschulklasse eingestuft. Sie war immer sehr bemüht Deutsch zu lernen und schrieb dann im 2. Halbjahr immer ein *„sehr gut“* auf die Schularbeiten, dennoch bekam sie ins Zeugnis ein *„gut“*, da die Lehrerin der Ansicht war, ihr Deutsch sei doch nicht so gut, so dass sie eine bessere Note verdient hätte. Sie war damals zu jung um darauf reagieren zu können. Als ein weiteres Beispiel für eine Diskriminierung gab sie eine Situation mit ihrer Mutter an, wo sie kroatisch miteinander sprachen und sie öffentlich beschimpft wurden mit *„Scheiß Ausländer, schleichts euch!“*. Vor kurzem ist ihr im Autobus eine ähnliche Situation passiert, dabei hat sie telefoniert und *„irgendein alter Mann gemeint, dass Öster... Ausländer endlich einmal Deutsch lernen sollten.“* Sie hat darauf gar nicht reagiert, da sie im ersten Moment sprachlos war.

Nasrin K. meint, dass Migranten, die damals aus dem Iran zugewandert sind, nicht als *„Gastarbeiter“* gesehen wurden: *„Wir waren fremd, aber wir waren nicht Tschuschen.“* Heutzutage hat sie oft das Gefühl, obwohl sie seit mittlerweile 36 Jahren in Wien ist und sich auch in Wien zu Hause fühlt, als Fremde gesehen zu werden: *„Zum Beispiel bei kleinen Diskussionen gesagt wurde, ich soll Deutsch lernen oder wir sind in Österreich und nicht in Iran.“* Obwohl sie ihre Arbeitserfahrungen nur in Österreich gemacht hat, bekommt sie *„bei Fehlern, bei Auseinandersetzungen, bei Diskussionen, oft hör ich diese Satz, red Deutsch oder wir sind Österreich.“*

Niloofer N. gibt an, noch nie aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert worden zu sein.

Nooshin S. antwortet mit „*Bis heute nicht.*“. Jedoch folgt nach einer kurzen Pause ein „*Sehr selten.*“.

Parisa N. nennt gleich zu Beginn zwei Beispiele. Vor 7, 8 Jahren wurde sie zwei Mal „*attac-kiert*“: „*Einmal im Bus von einem älteren Mann, der gemeint hat, ich hätte dunkle Haare und ich solle zurück nach Hause gehen. Seine Tochter [...] hat mir mitgeteilt, dass ihr Vater Professor auf der Universität ist und er ein Problem mit Ausländern hat [...].*“ Während sich die Tochter bei ihr für dieses Verhalten entschuldigte, schlug der Mann mit seinem Fuß auf Parisa N.'s Schienbein. „*Ein zweites Mal ist mir das passiert auf der Uni, da hab ich eine Prüfung gemacht im ersten Abschnitt und da hat mir ein Professor, der öffentlich einer nationalistischen Partei angehört hat, mitgeteilt, ich solle doch nach Hause gehen und die Prüfungen dort machen.*“ Sie hat zwar jedes Mal versucht sich objektiv zu verteidigen, „*es ist mir nicht gelungen und ich hab jedes Mal geheult.*“

Ryadh W. wurde schon öfters aufgrund seiner Herkunft diskriminiert: „*Mhhh... in der Straßenbahn irgendwelche Sprüche oder ähmm... man ist... man hat einfach nicht richtig Deutsch mit mir gesprochen aufgrund meines Aussehens.*“ Er reagierte darauf „*ganz normal*“ und ist „*sachlich*“ geblieben.

Sasa B. wurde aufgrund seines Namens und seiner Herkunft in der Schule von Seiten der Schüler oft gehänselt. Von Seiten der Lehrer hatte er keine Sympathien und „*[...] vielleicht war einer von 15 Lehrern dabei, die mich in irgendeiner Art und Weise gefördert oder irgendwie unterstützt haben.*“ Geäußert hat sich das in schlechten Noten. Auf die Frage, ob er abgesehen von seiner Schulzeit, diskriminiert worden sei, antwortet er mit „*Ja natürlich...*“, als Beispiel nennt er die Zeit beim Bundesheer oder in der Arbeitswelt. Weiters gibt er noch an, dass als der Bürgerkrieg in Ex-Jugoslawien ausgebrochen ist, dies auch Auswirkungen auf ihn hatte: „*[...] am Anfang war's so, ja, du bist Jugoslawe, als dann der Bürgerkrieg ausgebrochen worden ist, ist meine Mutter zu mir gekommen und hat gemeint, ja mein Sohn, ja eigentlich bist du Serbe und da hat dann [...] dieses Nationalgefühl bei allen anderen Leuten irgendwo so stark eingesetzt, dass auf einmal Freunde [...], die früher eben meinerseits Jugoslawen waren, dann auf einmal nicht mehr meine Freunde sein wollten [...].*“

III.I.I. Analyse nach Kategorien

a) positiv - negativ

Fast alle InterviewpartnerInnen haben negative Erfahrungen mit ÖsterreicherInnen gemacht. Lediglich drei weibliche Probandinnen gaben an, noch nie aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert worden zu sein, wobei Nooshin S. nach einem kurzen Zögern auf diese Frage noch mit einem „sehr selten“ antwortete. Manche haben neben den negativen, auch positive Erfahrungen gemacht, konnten aber keine Beispiele nennen.

b) männlich – weiblich

Es wurden sieben männliche und sieben weibliche ProbandInnen befragt. Davon sind Jennifer R. und Niloofar N. noch nie und Mohamed B. „nur“ ein einziges Mal diskriminiert worden. Demnach gibt es keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern.

c) Migrationshintergrund ersichtlich – nicht ersichtlich (z.B. andere Hautfarbe)

Bei Jennifer R., Nina K., Nooshin S. und Sasa B. ist der Migrationshintergrund nicht auf den ersten Blick ersichtlich. Jennifer R. und Nooshin S. gaben an, dass sie noch nie bzw. sehr selten diskriminiert wurden. Nina K. hat bis auf die genannten Beispiele keine weiteren negativen Erfahrungen gemacht. Sasa B. wurde zwar aufgrund seines Namens in der Schule und beim Bundesheer gehänselt, jedoch wurde er im Gegenteil zu den anderen InterviewpartnerInnen, deren Migrationshintergrund ersichtlich ist, nicht von ÖsterreicherInnen aufgrund seiner Herkunft persönlich angegriffen oder beschimpft.

Alle anderen InterviewpartnerInnen wurden und werden aufgrund ihres Migrationshintergrundes auf verschiedene Art und Weise diskriminiert.

d) hier geboren - zugewandert

Von den vierzehn Befragten sind acht Personen zugewandert: Afshin N., Djoe M., Ladislav D., Nina K., Nasrin K., Niloofar N., Nooshin S. und Sasa B. – alle anderen sind in Österreich geboren. Die meisten zugewanderten MigrantInnen neigen dazu Diskriminierungen oder negative Erfahrungen zu verdrängen, während jene Personen, die in Österreich geboren sind, sich an alle Situationen genau erinnern können und diese allerdings größtenteils als „normal“ wahrnehmen.

Zusammengefasst kann man sagen, dass MigrantInnen – ganz gleich ob aus der ersten Generation oder zweiten Generation stammend, männlich oder weiblich – hauptsächlich negative Erfahrungen mit ÖsterreicherInnen gesammelt haben. Migranten, bei denen der Migrationshintergrund nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist, haben zwar auch negative Erfahrungen gemacht, aber nicht in dem Ausmaß, wie die anderen. Oftmals lassen ihre Namen oder gewisse sprachliche Defizite Rückschlüsse auf ihren Migrationshintergrund ziehen und dennoch sind ihre negativen Erfahrungen nicht vergleichbar mit den Erfahrungen der anderen.

Auffällig ist die Art und Weise, wie diese Diskriminierungen wahrgenommen werden. Für die Meisten gehören diese in all ihren Formen zum Alltag. Das erklärt auch die Reaktionen der Migranten auf diese: Die meisten Migranten erzählen schon „fast“ emotionslos über ihre Erfahrungen und nennen verschiedenste Beispiele, angefangen von Beschimpfungen bis hin zu körperlichen Angriffen. Auch wenn es den Anschein erweckt, über diesen Dingen zu stehen, trifft es sie doch. Djoe M. ist Schwarz-Afrikaner und ist zwar Beschimpfungen gewohnt, aber sie sind ihm nicht gleichgültig. Ein Mann hat Parisa N. in einem Autobus gegen das Schienbein getreten und das aufgrund ihrer Haarfarbe, sie wusste sich nicht zu wehren und fing an zu weinen.

Diese Erfahrungen prägen das Leben der Migranten. Die zweite Generation „leidet“ mehr unter diesen „Angriffen“, als die erste Generation. Diese neigt dazu solche Diskriminierungen zu verharmlosen oder gar zu verdrängen. Die zweite Generation, jene die in Österreich aufgewachsen ist, fühlt sich aufgrund dieser Erfahrungen als „fremd“, aber darauf wird im weiteren Interviewverlauf näher eingegangen.

III.II. Bestimmung des Migrations-Typs

Die Fragen „Fühlst du dich als Österreicher“ sowie „Wo bist du zu hause bzw. wo bist du beheimatet?“ sind Fragen zur „Selbstwahrnehmung“ der MigrantInnen. Mit der Frage, „Auf welcher Sprache denkst du“ wird der Grad der Integration abgefragt. Fragen nach den „Präferenzen“ bei der Partnerwahl oder dem Freundeskreis soll der Migrations-Typ (Assimilation, Segregation und interkulturelle Integration) bestimmt werden.

Fragestellung (1): „Fühlst du dich als Österreicher?“

Ali A. fühlt sich als „*Mischwesen, aber ich könnt jetzt nicht sagen, ich fühl mich 100 % als Österreicher. Ich fühl mich aber auch jetzt nicht 100 % als Perser – irgendwas dazwischen einfach.*“

Afshin N. fühlt sich voll und ganz als Österreicher.

Djoe M. fühlt sich „*absolut nicht*“ als Österreicher und wird sich auch nie so fühlen: „*Ich bin seit heut 20 Jahre da und als Österreicher fühlen... nein. Sagen wir mal so, ich kenn' die Österreicher, gewisse Sympathien hab ich, aber ich bin kein Österreicher in dem Fall und werde auch nie einer von ihnen sein.*“

Jennifer R. fühlt sich als Österreicherin.

Ladislav D. fühlt sich ähnlich wie Ali A. nicht als Österreicher, „*[...] aber als Serbe fühl' ich mich auch nicht.*“ Wenn er gefragt wird, woher er ist, antwortet er, dass er ein Serbe ist, der in Österreich lebt.

Mohamed B. fühlt sich eher als Österreicher. Das liegt seiner Meinung daran, dass er in Wien aufgewachsen ist und die Sprache spricht, trotz allem ist er schön mit seiner ägyptischer Herkunft verwurzelt, welche er nie verleugnen würde.

Nicol C. fühlt sich als Österreicherin.

Nina K. kann nicht eindeutig sagen, ob sie sich mehr als Österreicherin oder als Kroatin fühlt. „*Teils teils, also nicht 100 %ig. Ich kann das eigentlich relativ schwer definieren, ob ich mich als Kroatin oder mehr als Österreicherin fühle.*“

Nasrin K. fühlt sich zwar als Österreicherin, ist allerdings manchmal froh, keine Österreicherin zu sein.

Niloofer N. fühlt sich als Österreicherin, genauso wie Nooshin S.

Parisa N. findet die Frage sehr schwer zu beantworten. *„Ich fühle mich als Perserin, denke aber Österreich ist mein Land, schlicht deshalb weil ich nichts anderes kenne.“*

Ryadh W. antwortet: „Ja, ich bin Österreicher. Ich bin hier geboren, hab hier das Bundesheer gemacht, ging hier zur Schule, hab alle Traditionen hier miterlebt und mitverfolgt.“

Sasa B. fühlt sich nach all den Jahren in Österreich mehr als Österreicher als als Serbe, weil: *„[...] dass ich eben in Österreich lebe, bin ich immer in meinen Sommerferien als Kind nach Jugoslawien gefahren und dort war ich dann eigentlich genauso sehr Ausländer wie ich es hier war. Dort eigentlich fast mehr als hier... den Unterschied gegeben hat, dass ich die meiste Zeit meines Lebens eben in Österreich verbracht habe. Hier war ich eben in der Schule, hier hab ich meine Freunde [...].“*

Fragestellung (2): „*Wo bist du zu hause bzw. wo bist du beheimatet?*“

Ali A. antwortet ähnlich, wie bei der vorigen: „Naja, wie gesagt, im Endeffekt... ist diese Frage genauso schwierig, weil in Wien bin nun mal aufgewachsen und hab jetzt sicher nicht so diese Sprachbarriere wie wenn ich jetzt im Iran bin, weil ich nicht lesen und schreiben kann und so. Andererseits wenn ich im Iran bin, dann einfach die Blicke von den Menschen, die dich ansehen, die sind ganz normal. Also niemand empfindet dich als fremd, was in Wien wiederum anders ist.“

Afshin N. fühlt sich aufgrund der Tatsache, dass er schon so lange in Österreich ist, in Wien zu hause.

Djoe M. fühlt sich in Österreich zu hause, aber auch in Portugal, wo er am liebsten hinziehen würde. Allerdings kann er nicht genau sagen, wo er zu hause ist. Er glaubt, dass er sich überall wohl fühlen würde.

Jennifer R. ist in Österreich beheimatet.

Ladislav D. fühlt sich eigentlich „*nirgends*“ zu hause. Allerdings gab es einmal einen Urlaub in Griechenland, da hat er sich so wohl dort gefühlt, dass er meinte, er fühle sich dort „*wie zu hause*“.

Mohamed B. fühlt sich in Wien zu hause. „*Das heißt, wenn ich in Ägypten bin und dann wieder zurückkomme nach Wien, dann weiß ich für mich, dann bin ich wieder zu hause.*“

Nicol C. meint, dass dieses Gefühl nicht vom Migrationshintergrund abhängig ist: „[...] ich fühl mich zu hause, dort wo meine Familie ist. Für mich hat ein Land als solches keine Bedeutung.“

Nina K. fühlt sich eher in Wien beheimatet, als in Kroatien.

Nasrin K. bezeichnet sich selbst als eine „Heimatlose“. Sie fühlt sich im Iran, wo sie das letzte Mal vor 22 Jahren war, als eine Fremde und in Österreich fühlt sie sich auch nicht zu hause.

Niloofer N. meint, dass solange sie in Österreich ist, fühlt sie sich da zu hause. Wenn sie im Iran zu Besuch ist, fühlt es sich für sie an, als würde sie wieder nach hause fahren, allerdings

„[...] wenn ich wieder nach Österreich komm, worüber ich dann auch immer froh bin nach ein paar Wochen, dann hab ich das Gefühl, nein, eigentlich bin ich hier zu hause. Als man kann sagen beides.“

Nooshin S. fühlt sich in Wien beheimatet.

Parisa N. denkt, dass sie in Österreich beheimatet ist, wobei sie das „*Persische*“ vielmehr schätzt, als das „*Österreichische*“, wie zum Beispiel das „*Soziale miteinander*“. Sie hat sowohl in Österreich als auch in Persien Familie, jedoch fühlt sie sich der „persischen Familie“ emotional „viel näher“, als der österreichischen: *„Ja, ich fühle mich denen näher, weil ich das Gefühl habe, das die Charaktereigenschaften mir ähnlicher sind, obwohl ich viel weniger mit denen zu tun hatte, als mit meiner österreichischen Familie, die im Gegensatz dazu, zu denen ich mich viel weniger ähnlich fühle, aber vielmehr hingezogen, schlicht weil ich sie besser kenne.“*

Ryadh W. empfindet das ähnlich wie Nicol C., für ihn ist sein zu hause dort, wo seine Familie ist.

Sasa B. fühlt sich „*absolut*“ in Österreich, in Wien beheimatet: *„Also Wien ist meine Heimat was das angeht. In Wien kenn ich mich aus, ich kenn jedes ‚Gretzl‘ in Wien was das angeht und ich hab in sehr vielen Bezirken gewohnt in Wien – außerhalb von Wien tu ich mir zwar nicht schwer, aber in Wien fühl ich mich am Wohlsten.“*

Fragestellung (3): „In welcher Sprache denkst/träumst du?“

Ali A. denkt und träumt auf Persisch und auf Deutsch.

Afshin N. denkt und träumt nur auf Deutsch sowie Jennifer R., Mohamed B., Nasrin K., Ni-loofar N., Nooshin S., Parisa N. und Ryadh W.

Djoe M. denkt hauptsächlich auf Portugiesisch und vor allem zählt er immer auf Portugiesisch, weil das für ihn einfacher ist: *„Ich zähl auch nur auf Portugiesisch, weil für mich die deutschen Zahlen... also sie lesen halt immer von hinten nach vorn und in Portugal, also im Portugiesischen von vorn nach hinten, das heißt ich bin da immer verwirrt und weil ich mich dann auch immer 100 Mal vertu.“*

Ladislav D. denkt seit den letzten paar Jahren nur noch auf Deutsch. Früher hat er noch auf Jugoslawisch gezählt, aber mittlerweile macht er das auch *„fast nur noch“* auf Deutsch. Er kann aber nicht sagen, auf welcher Sprache er sich *„leichter tut“*: *„Eigentlich, das kann ich schwer sagen, weder noch. Weil ich Serbisch ziemlich viel verlernt habe und Deutsch trotzdem no immer net so wirklich super perfekt kann.“*

Nicol C. spricht außer Deutsch keine weitere Muttersprache. Aus diesem Grund denkt und träumt sie nur auf Deutsch.

Nina K. meint, sie denkt zwar hauptsächlich auf Deutsch, aber wenn sie länger in Kroatien ist, dann denkt sie auch auf Kroatisch.

Sasa B. kann sich grundsätzlich nicht an seine Träume erinnern. Er weiß von Ex-Freundinnen, dass er im Schlaf ein „Wirr-Warr“ aus Deutsch, Serbisch und manchmal Englisch spricht. Wenn er länger Jugoslawisch spricht, denkt er nach einer Zeit dann auch auf Jugoslawisch, aber dasselbe gilt auch für Englisch.

Fragestellung (4): „Bist du liiert? Woher kommt dein/e PartnerIn?“ Gründe? „Bzw. Spielt die Nationalität bei der Partnerwahl eine Rolle für dich?“

Ali A. ist mit einer Österreicherin liiert. Die Nationalität spielt für ihn keine Rolle bei der Partnerwahl.

Afshin N. ist momentan nicht liiert. Für ihn spielt die Nationalität seiner Partner „mehr oder weniger“ eine Rolle. Bist jetzt hatte er noch nie eine persische Freundin. „*Meine Freundinnen waren alle Österreicher oder hier ansässige, sagen wir eingeösterreichische Leute. [...] eine persische Freundin würde ich nicht haben wollen.*“ Er kann sich nicht vorstellen mit einer Perserin liiert zu sein, da er sich mehr als Österreicher fühlt.

Djoe M. ist mit einer Perserin liiert. Für ihn gab es keinen besonderen Grund, warum er nicht mit einer Österreicherin zusammen ist, da er in „*beziehungssachen*“ offen ist.

Jennifer R. ist mit einem Österreicher liiert, für sie war das reiner „*Zufall*“, wobei ihr die Nationalität bei der Partnerwahl nicht wirklich ist.

Ladislav D. ist mit einer Österreicherin liiert. Die Nationalität spielt für ihn keine Rolle, auf die Frage ob es einen bestimmten Grund gibt, warum er eine Österreicherin geheiratet hat, antwortet er: „*Es war Liebe auf den ersten Blick*“.

Mohamed B. ist derzeit in keiner Beziehung. Für ihn spielt Nationalität keine Rolle bei der Partnerwahl, wobei sie „*dem Leben und anderen Nationalitäten genauso offen und tolerant gegenüberstehen*“ sollte wie er.

Nicol C. ist mit einem Serben liiert. Es gibt keinen besonderen Grund, warum sie nicht mit einem Österreicher liiert ist.

Nina K. ist in einer Beziehung mit einem Österreicher, auch für sie spielt die Nationalität keine Rolle bei der Partnerwahl.

Nasrin K. ist nicht liiert. Sie war mit einem Perser verheiratet und hatte nach der Scheidung einen Österreicher als Lebensgefährten. Sie kann nicht sagen, mit wem sie glücklicher war

bzw. mit wem es mehr Probleme gab. Für sie hat das nichts mit mir der Herkunft zu tun, sondern mit „*Glück und Liebe*“.

Nilloofar N. ist mit einem Österreicher liiert. Für sie war das sehr wichtig, dass es auf jeden Fall ein Österreicher ist: „*Ja, weil ich meine Landsmänner auf gar keinen Fall mag, weil sie mir einfach zu dominant sind und nachdem ich die Dominante bin, brauch ich einen Partner, der nicht so dominant ist.*“ Eine andere Nationalität wäre kulturell zu unterschiedlich für sie.

Nooshin S. ist mit einem Österreicher verheiratet und empfindet das ähnlich wie Nilloofar N., wobei sie sich anders ausdrückt: „*Ich hab selten Kontakt zu Persern ghabt. Hab immer österreichische Freunde um mich ghabt durch die Schule und durch meine Adoptiveltern. Bin selten mit Persern, außer mit meiner Familie zusammen gewesen und ja, ich glaub, ich tendier einfach eher zu österreichischen Männern.*“ Sie weißt nicht, ob sie sich dessen bewusst war bei der Partnerauswahl: „*Aber ich kann mich mit einem Österreicher eher identifizieren als mit einem Perser. Ich kann mit der Mentalität nicht viel anfangen.*“

Parisa N. ist momentan Single, kann sich allerdings eine Beziehung nur mit einem Perser vorstellen und zwar ein Perser, der mehr Persische als Österreichische Eigenschaften hat. „*Ja, eben deshalb damit ich diese Ähnlichkeitsgefühl, dass ich meiner Familie gegenüber habe, weiterhin in meinem persönlichen privaten Bereich weiterführen kann. Meine Kinder vollkommen Persisch erziehen kann. Religion spielt für mich auch eine große Rolle, viele Sachen, die für einen Österreicher selbstverständlich sind, sind es für mich nicht [...] dazu gehört Schweinefleisch essen, Alkohol trinken, am Abend fortgehen [...].*“

Ryadh W. ist in einer Beziehung mit einer gebürtigen Tunesierin. Zwar spielt für ihn die Nationalität keine Rolle, aber er fühlt sich mehr zu „*rassigen*“ Frauen hingezogen.

Sasa B. ist mit einer Perserin liiert. Er hat bewusst keine Serbische Freundin, da ihm Serbinnen zu „*nationalistisch*“ sind. Ihn verbindet mit seiner Verlobten, dass sie beide einen Migrationshintergrund haben und beide in Österreich aufgewachsen sind. Er selbst sagt von sich, dass er früher den „*Migranten in mir selber ein bisschen verleugnet*“ hat und durch seine Freundin ist ihm klar geworden, dass er sich seiner nicht schämen muss, „*[...] ohne sie wüsst ich gar nicht, ob ich jetzt der Mensch wär der ich bin.*“

Fragestellung (5): „Beschreibe deinen Freundeskreis. Hast mehr Österreicher oder mehr „ausländische“ Freunde?“ „Warum (evtl. kulturelle Eigenheiten)?“

Ali A. hat eindeutig mehr Freunde mit einem Migrationshintergrund und fühlt sich diesen Freunden näher, als seinen „Österreichischen“. Ein Grund dafür ist zum Beispiel die Gastfreundschaft, da „Ausländer“ so sind wie er: „Naja, wie gesagt, ja das sind so Kleinigkeiten, wie gesagt, wenn man zum Beispiel... man kennt sich schon länger und man ist gemeinsam was trinken oder was essen und es immer diese... die Rechnung ist dann trotzdem immer so streng... streng getrennt und so was. Zum Beispiel bei Leuten mit Migrationshintergrund einfach anders ist, da ladet man sich halt gegenseitig ein und das ist einfach angenehmer, das ist... baut eine... baut einfach eine freundschaftliche Bindung auf. Und so hast du doch immer das Gefühl bissl fremd zu sein.“

Afshin N. hat mehrere Freundeskreise. In einem davon sind unter anderem auch Perser dabei, aber nicht nur. Obwohl sie untereinander Persisch sprechen könnten, reden sie aber immer „höflichkeitshalber“ auf Deutsch. Er „bevorzugt“ keine Personen aufgrund des vorhandenen oder nicht vorhandenen Migrationshintergrundes oder auch nicht. Er versteht sich mit allen sehr gut. Was die kulturellen Eigenheiten angeht, fühlt er sich zwar als Österreicher, „aber ich tu mich nicht zu sehr reinsteigern in die österreichische Kultur, dass ich jetzt sage, ich muss jetzt unbedingt, weiß ich nicht, irgendetwas typisch Österreichisches machen.“

Djoe M. meint, er hat 70 % Freunde mit einem Migrationshintergrund und der „Rest“ sind Österreicher. Als Begründung gibt er an: „Ich würd sagen, die Art wie sie auf Menschen zugehen, also... ich sag einmal, dass in dem Fall unter Anführungsstrichen Ausländer vom Gemüt her offener sind, ja. Das heißt... ich glaub, die Kommunikation... es ist keine Barriere da, das man sich überwinden muss um zu kommunizieren. Um beim Österreicher ist es... man muss... nicht das sie scheu sind oder so, aber man muss mehr investieren... Zeit bis sie einem irgendwie vertrauen und so weiter und so fort.“ An dieser Stelle sei zu erwähnen, dass einer seiner „engsten, besten Freunde“, der er schon fast als „Bruder“ bezeichnet ein Österreicher ist. Sie kennen sich zwar seit fünfzehn Jahren, aber es hat dennoch sehr lange gedauert bis sie eine Beziehung aufbauen konnten im Vergleich zu seinen anderen Freunden.

Jennifer R. gibt an mehr „ausländische“ Freunde hat, diese Tatsache führt sie auf die Gemeinsamkeiten zurück: *„Weil wir vielleicht mehr gemeinsam haben, oder weil halt... wenn jemand anderer genauso woanders geboren ist und in Wien aufgewachsen ist und der hat... es jetzt nicht schwerer hatte oder so... aber er hat halt... ich weiß es nicht... genau den selben Start halt gehabt früher. Und er ist auch zu gegangen und hat sich auch integrieren müssen irgendwann einmal. Und du wirst dann nach einer Zeit wenn du in Wien dann lebst, bist du ja dann... verhaltest du dich dann ja genauso wie die anderen, ob sie jetzt aus der Türkei kommen oder aus Polen kommen oder aus Jugoslawien kommen und die aber hier in die Schule gegangen sind, sind halt ganz andere Leute.“* Dennoch meint sie, dass sie ihre Freunde nicht nach diesem Kriterium aussucht, denn es kommt ganz auf den Menschen an *„[...] es kommt drauf an, wie ein Mensch ist. Es hat jetzt nicht viel mit der Herkunft zu tun.“*

Ladislav D. hat einen „komplett“ gemischten Freundeskreis: *„Also ich hab nicht nachgezählt, welche Länder, welche Freunde ich habe, aber ich von A bis Z. Also ich von allen möglichen Ländern, Schwarze, Chinesen, Österreicher... wurscht, alles.“* Die Freundschaft hängt aber seiner Meinung nach vom Charakter einer Person ab und nicht von seiner Herkunft. Dennoch nennt er, ähnlich wie Ali A. die „Gastfreundschaft“ der Österreicher als ein Beispiel für eine kulturelle Eigenheit: *„Zum Beispiel, ich kann mich erinnern, da war ich sogar noch jung, da hab ich ein paar Freunde eingeladen von der Schule, das waren Österreichern zum Videospielen. Die haben bei alle ganz normal gegessen, weil bei uns ist das normal und üblich. Meine Mutter hat für uns alle Essen gmacht. Eine Woche später war ich bei dem anderen Freund, hab ma Computer gespielt und der fangt an, du kannst jetzt halt 2 Mal von mir aus spielen und ist hintere gegangen und hat sich 2 Brote machen lassen und ist nach vor gekommen und hat sie vor mir gegessen ohne mich zu fragen, ob ich was trinken oder was essen will.“*

Mohamed B. glaubt, dass sein Freundeskreis „ziemlich bunt durchmischt“ ist. Er fühlt sich zum Beispiel einem Ägypter näher, als einem Österreicher, dennoch *„Ich fühl mich dem Ägypter näher, wenn ich von den Ägyptern spreche, die ich kenne, das sie einfach viel offener sind, viel wärmer sind einfach... das sind Eigenheiten, die ich manchmal, wenn wir nach dem Klischee gehen, bei einem konservativen, alteingesessenen Österreicher leicht vermisste. Was aber nicht immer so war.“* Er meint, dass sich die Zeiten geändert haben und die „neuen Generationen“ schwer polarisieren. Einerseits gibt es unter den „jungen Österreichern“, die eben, die oben genannten Eigenschaften mitbringen und andererseits gibt es jene, *„die einfach gar nicht können mit Menschen mit einem Migrationshintergrund bzw. ihnen immer mit viel Argwohn und Vorsicht begegnen.“*

Nicol C. hat zu 90 % Freunde mit einem Migrationshintergrund. Sie vermutet, dass das daran liegt, dass für sie persönlich, Menschen mit einem Migrationshintergrund *„offener und gefühlsbetonter sind.“* Ihrer Meinung nach, liegt das mit *„Sicherheit an der Kultur, an den Erfahrungen, die sie selbst gemacht haben, dass sie zu... da mehr Zusammenhalt haben, aufgrund der Diskriminierungen, die sie erfahren haben...wahrscheinlich verschiedene Aspekte, aber größtenteils auch Familienhintergründe, ja...“*

Nina K. hat fast nur Freunde mit einem Migrationshintergrund. Sie sagt, dass es dafür keinen bewussten Grund gibt, dennoch nennt sie als kulturelle Eigenheit der Österreicher, ähnlich wie bei Djoe M., die *„Verschlossenheit“* der Österreicher: *„Naja es ist sicherlich so... zumindest vor allem, dass die Leute aus Ex-Jugoslawien viel offener, direkter sind und aufbrausender, was mir den Umgang mit ihnen sicherlich erleichtert. Österreicher hingegen sind eher verschlossen und ja.“*

Nasrin K. gibt an, dass obwohl sie schon so lange in Wien ist, kaum österreichische Freunde hat, allerdings auch kaum persische, sie hat mehr internationale Freunde. Ihrer Meinung nach hat das *„nur mit Chemie zu tun“*. Sie könnte genauso mit Österreicherin oder einer Perserin befreundet sein, aber warum sie seit 30 Jahren mit einer Französin und einer Italienerin befreundet ist, kann sie nicht nur damit erklären, dass sie damals als sie sich kennengelernt haben, alle drei *„Ausländer in Wien waren, vielleicht hat das unsere Freundschaft vertieft und für Ewigkeit bestimmt.“*

Niloofer N. meint sie hat viele österreichische Freunde, aber ihr Freundeskreis ist *„bunt gemischt“*. Sie fühlt sich aber einer Österreicherin näher, weil: *„ich brauch niemanden an meiner Seite, der so ist wie ich.“*

Nooshin S. gibt an viele *„gemischte Freunde“* zu haben, aber wenig persische Freunde. Sie macht aber bei ihren Freunden keine Unterschiede und sucht sich ihre Freunde nicht aufgrund der Herkunft aus: *„Ich such mir meine Freunde jetzt nicht aus, weil sie Ausländer sind oder nicht Ausländer sind. Ich such sie aus, weil ich sie zufällig kennenlernen, aber ich glaube, ich würde mir Perser auf die Dauer nicht zu Freunde machen. Ich mache aber Unterschiede zwischen Perser und vielleicht andere Länder, weil Perser... ich weiß nicht, ich kann mich mit meinem Land einfach wenig identifizieren.“*

Parisa N. hat ausschließlich „*Ausländer*“ als Freunde, wobei nur einer kein Perser, sondern ein Türke ist, der ihrer Herkunft sehr nahe ist. Anders als bei der Familie sucht man sich seine Freunde selbst aus und dabei zählt für sie der „*Ähnlichkeitsgedanke*“, das ist für sie das Ausschlaggebende.

Ryadh W. hat einen gemischten Freundeskreis, im Verhältnis 50 :50. Für ihn spielt Nationalität überhaupt keine Rolle: „*Also mir ist das wurscht, wo jemand herkommt. Solange der Mensch leiwand ist zu mir, bin ich auch leiwand zu ihm. Und es gibt es nicht, dass es jetzt... aufgrund dessen seiner Herkunft wir dann gleich befreundet sind, das gibt's net.*“

Sasa B. hat einen gemischten Freundeskreis. Er hat sowohl Österreicher, als auch Freunde mit einem Migrationshintergrund: „*Ja, also bei mir ist der Freundeskreis bunt gemischt in dem Sinne weil ich einfach sage, ich behandel die Leute so wie ich behandelt werden möchte und die Leute eben nicht darauf einsteigen und gewissen Nationalstolz oder gewisse Einstellung zu irgendeiner Herkunft oder irgendetwas in diese Richtung haben, dann passen sie mir nicht oder ich passe ihnen nicht und dann kommt es einfach nicht zu einer Freundschaft.*“ Für ihn ergeben sich Freundschaften auf der Basis von „*Verständnis*“, aus diesem Grund selektiert er nicht nach „*Österreicher, Deutscher, Serbe, Kroate, Chinese, Philipino, Afrikaner, sonstiges.*“

III.II.I. Analyse nach Kategorien

a) positiv - negativ

Von den vierzehn Befragten fühlen sich neun als ÖsterreicherInnen. Bis auf Djoe M., der sich „absolut nicht“ als Österreicher fühlt, empfinden sich die anderen vier als „*Mischwesen*“. Interessant ist hierbei, dass obwohl sich Nasrin K. als Österreicherin fühlt, gibt sie trotzdem an „heimatlos“ zu sein, für Djoe M. ist es genau umgekehrt. Er fühlt sich zwar nicht als Österreicher, aber Österreich ist seine Heimat. Für Nicol C. hat ein Land als solches keine Bedeutung, ähnlich Ryad W., der auch angibt, das „Heimat“ dort ist, wo die Familie ist.

Fast alle denken auf deutsch bzw. teilweise zweisprachig. Bei der Partnerwahl ist es den Meisten (bewusst) nicht wichtig, woher der/die PartnerIn ist, außer Parisa N. und Niloofar N., die ganz genaue Vorstellung von ihren Partner haben/hatten. Afshin N. hatte noch nie eine Perserin als Freundin und kann sich das auch nicht vorstellen, aber anderen „*ingeösterreichischen*“ Migrantinnen steht er offen gegenüber. So gut wie alle haben einen gemischten Freundeskreis. Auffällig ist, dass die meisten mehr Freunde, mit einem Migrationshintergrund als Österreicher haben. Parisa N. hat ausschließlich Freunde mit einem Migrationshintergrund.

b) männlich – weiblich

Djoe M. fühlt sich nicht als Österreicher und wird nach eigenen Angaben „*nie einer von ihnen sein*“, dennoch ist er in Österreich beheimatet. Ali M., Ladislav D., Nina K. und Parisa N. sehen sich „*irgendwo*“ dazwischen. Eine besondere Stellung nimmt Nasrin K. ein; sie fühlt sich zwar als eine Österreicherin, ist aber „*heimatlos*“. Im Vergleich der Aussagen, lassen sich auch bei diesem Themenschwerpunkt keine Unterschiede der Geschlechter erkennen. Das Selbe gilt für die Aussagen bzgl. der Partnerwahl und der Beschreibung des Freundeskreises. Allerdings treffen hier zwei „extreme“ Vorstellungen bei der Partnerwahl aufeinander. Während Parisa N. sich nur einen persischen Partner vorstellen kann, wollte Niloofar N. „*unbedingt einen Österreicher*“ haben. Trotzdem kann an dieser Stelle kein Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Migranten gemacht werden.

c) Migrationshintergrund ersichtlich – nicht ersichtlich (z.B. andere Hautfarbe)

Bei den Personen, wo der Migrationshintergrund eindeutig ersichtlich ist, fühlen sich Ali A., Djoe M., Ladislav D. und Parisa N. nicht als Österreicher, dabei geben dennoch zwei Österreich als ihre Heimat an, weil sie in Wien aufgewachsen sind. Von den vier Personen, deren Äußeres keine Rückschlüsse auf ihre Herkunft ziehen lässt, fühlen sich alle als Österreicher bzw. mehr als Österreicher. Jedoch kann man an dieser Stelle keine verallgemeinernde Theorie

aufstellen, da acht Personen, deren Migrationshintergrund sich in ihrem Äußeren widerspiegelt, sich ebenfalls als Österreicher fühlen.

d) hier geboren - zugewandert

Vier der zugewanderten Interviewpartner fühlen sich als Österreicher, fünf Migranten der zweiten Generation ebenfalls. Auch die Einstellungen bei der Wahl der Partner sowie der Freundes- und Bekanntenkreis ist mehr oder weniger bei allen InterviewpartnerInnen gleich.

Auffällig ist, dass die Befragten unabhängig voneinander teilweise die gleichen oder ähnlichen „kulturellen Eigenheiten“ genannt haben, warum sie sich anderen Personen mit einem Migrationshintergrund näher fühlen, als den Österreichern. Dazu zählen: Die Verschlossenheit der Österreicher, strenge Trennung der Rechnung, wenn man Essen geht, das eine gewisse Distanz schafft bzw. ein Gefühl von Misstrauen beim Gegenüber hervorruft.

Hauptsächlich handelt es sich bei den vierzehn Personen um „Interkulturelle Migranten“. Das heißt, sie „verinnerlichen“ beide Kulturen und stehen anderen oder auch der einheimischen Kultur offen gegenüber. Parisa N. neigt zur Segregation, da sie den privaten Kontakt hauptsächlich zu PerserInnen pflegt und sich auch nur einen Perser als Partner vorstellen kann. Niloofar N. und Nooshin S. neigen zur Assimilation, da sie beide mit Österreicher liiert sind und Niloofar N. angibt, dass die Nationalität bei der Partnerwahl für sie eine große Rolle gespielt hat, auch bei der Wahl ihrer Freunde ist es so, dass sie sich Österreichern näher fühlt. Nooshin S. hingegen, denkt, dass sie vielleicht unbewusst einen Österreicher als Partner gewählt hat, aber sie distanziert sich bei der Frage bzgl. des Freundeskreis von Persern, da sie sich mit ihnen nicht identifizieren kann.

Interessant ist hier, dass manche Personen, die sich nicht als Österreicher fühlen, dennoch Österreich als ihre Heimat bezeichnen, wahrscheinlich aus dem Grund, dass sie nichts anderes kennen. Keiner der zugewanderten MigrantInnen möchte wieder zurück in ihre „Heimat“, da für die Meisten, diese Österreich ist. Das gilt auch für die zweite Generation, sogar bei denjenigen die angeben „heimatlos“ oder „Mischwesen“ zu sein. Lediglich eine Person, Parisa N. kann sich vorstellen im „Heimatland“ ihrer Eltern zu leben, da sie sich dort sehr wohl fühle.

III.III. Einstellungen gegenüber anderen Migrations-Typen

Hier geht es gezielt darum Gründe für das assimilative bzw. segregative Verhalten anderer Migrations-Typen zu erfahren und die Einstellungen ihnen gegenüber.

Fragestellung (1): „Warum glaubst du wollen einige Migranten ‚unter sich‘ bleiben?“

Ali A. kennt solche Migranten nicht, aber er kann sich „generell Menschen nicht vorstellen, die nur unter sich sein wollen im Sinne von... weil sie keine Ahnung was, eine bestimmte Nationalität sind. Also ich kann mir das nicht vorstellen.“ Seiner Meinung nach hat dieses Verhalten mit der Religion zu tun.

Afshin N. beschreibt manche seiner Mitarbeit so. Seiner Meinung nach liegt das an der Erziehung: „Wenn in der Familie immer nur die Leute unter sich sind, die Freundeskreis von die Eltern immer von ihren eigenen Leute sind und die Eltern schon keine Kontakt mit Inländer oder andere Nationalitäten haben, werden's die Kinder meistens auch. Ja, wenn immer nur zu hause auf eigene Sprache gesprochen wird und beim Einkaufen, beim Arbeiten und so weiter und so fort... die Leute nie Kontakt zu Einheimischen oder anderen Nationalitäten bekommen, werden sie auch so bleiben und sind dann auch so erzogen.“

Djoe M. hat ein paar türkische Freunde, die sich hauptsächlich in ihren eigenen Kulturkreisen bewegen und nur unter Türken bleiben. Als Gründe für ein solches Verhalten nennt er „gemeinsame Kultur, gemeinsame Interessen, Mentalität, ja. Gewisses Vertrauen untereinander, Sicherheit, ja... wenn man in einem fremden Land ist... da ist auch... keine Ahnung, vielleicht Angst, sich gegenüber Fremden zu öffnen.“

Jennifer R. kennt diese Migranten nicht, aber kennt „vielleicht“ Gründe für dieses Verhalten: „[...] vielleicht ist es halt für die Leute, die was nach Wien kommen und halt nicht in Wien aufgewachsen sind, gehen sie halt zu der Gruppe wo halt... sagen wir jetzt Türken kommen nach Wien und die werden jetzt nicht zu einem Österreicher hingehen und ihm vorschlagen, he wird ma Freunde und hammas jetzt lustig. Sondern sie suchen sich halt Leute, die was ihre Sprache sprechen [...].“ Neben dem „gemeinsamen Schicksal“ meint sie noch weiter: „Ja und weil sie sich alle irgendwie gleich fühlen. Weil sie halt alle zueinander passen, zueinander gehören, von dem selben Land kommen und einfach... sie sehen, dass in Wien so viele Ausländer sind und warum sollen sie jetzt... weiß ich nicht, mit einem Österreicher befreundet

sein, wenn sie da jetzt zum Beispiel, weiß ich nicht, in der Schule haben sie 5 Türken, 10 Österreicher und 5 Leut' aus Jugoslawien, dann wird er sich wohl zu die Türken setzen [...].“

Ladislav D. kennt zwar persönlich keinen, der so ist, aber nennt als Beispiel türkische Migranten. Ähnlich wie Afshin N. hängt dieses Verhalten, seiner Meinung nach mit der Erziehung zusammen, aber auch mit den Erfahrungen, die jemand gesammelt hat: *„Es ist schwer zu sagen, man muss a bissl die Geschichte selber kennen um zu wissen, ob das ignorant ist oder nicht verstanden fühlen.“*

Mohamed B. ist der Meinung, dass viele von diesen Migranten so sind, weil schlechte Erfahrungen gemacht haben, allerdings spricht er hier von Migranten, die in den letzten 10 Jahren nach Österreich gekommen sind: *„Ich spreche von denen, die jetzt nicht unbedingt hier geboren sind oder nicht hier aufgewachsen sind bzw. auch schon vom Elternhaus direkt in eine Gruppe hineingedrängt wurden [...].*“ Er versteht dieses Verhalten aber nicht.

Nicol C. hat niemanden in ihrem Freundeskreis, der so ist, allerdings sind ihr „solche Leute“ bekannt. Sie erklärt dieses Verhalten mit *„[...] Nationalstolz, vielleicht Angst vorm Neuen, Fremden.“*

Nina K. kennt persönlich niemanden, der nur unter sich bleiben möchte. Allerdings ist sie der Meinung, dass dieses Problem nicht nur von einer Seite ausgeht, sondern beide Seiten betrifft: *„Es ist schon so, wenn man etwas älter ist und sprachliche Probleme hat bzw. Deutsch nicht so spricht, wie sich das Österreicher erwarten, glaub ich, ist es ziemlich schwer, sich in Österreich zu integrieren.“* Weiters meint sie, dass dieses Verhalten für manche Migranten einfacher ist unter sich zu bleiben, weil sie sich dann auf ihrer Muttersprache verständigen und sich so schneller und besser verstanden fühlt: *„[...] also wenn man Deutsch reden muss, als Ausländer ist es sicherlich so, dass man Kraft und Energie aufwenden muss um sich so zu verständigen zu können, wie man es auf der Muttersprache problemlos kann.“*

Nasrin K. kennt „solche Menschen“, ist aber der Meinung, dass man sich nicht in einem „Käfig einsperren“, sondern seine eigene Sichtweise erweitern soll. Als möglichen Grund für ein solches Verhalten führt sie „Angst“ an. Angst nicht verstanden oder verletzt zu werden, aber das gehört ihrer Meinung nach zu den Erfahrungen, die jeder Mensch im Leben machen muss.

Niloofer N. antwortet sehr bestimmend mit „*Ja sicher, die Türken!*“ und ist der Meinung, dass sie sich „*asozial*“ verhalten und sich nicht anpassen wollen und das „*Fremde*“ zu ihrem eigenen machen, im Gegensatz zu ihr und ihren Freunden: „*Während ich und die Leut', die ich kenne, mit denen ich gut zurecht kommen, sich anpassen.*“ Sie meint weiters, dass die türkische Kultur sich zu sehr von der österreichischen unterscheidet und sie wollen damit nicht einmal konfrontiert werden und daher bleiben sie lieber unter sich.

Nooshin S. versteht, dass man seine eigene Kultur hegt und pflegt, diese den Kindern auch näher bringt und dann auch oft verlangt, diese Kultur weiterzuführen. Sie selbst hat das aber nie erlebt, dass sie von ihrer Familie „*weggerissen*“ wurde und dabei ist in ihrer Jugend vieles von ihrer Kultur verloren gegangen. Sie versteht Menschen, die sich „*daran klammern*“, an ihre Heimat und ihrer Vergangenheit und das ist für sie auch in Ordnung. Allerdings findet sie es seltsam, wenn Migranten nur unter sich bleiben wollen: „*Ja, das ist seltsam. Sie tun sich selber damit nichts Gutes. Aber man sollt sie leben lassen, wie sie wollen. Das ich das so nicht für mein Kind will, das ist auch klar. Sie sind einfach eigen, sie werden von der Gesellschaft irgendwie als Außenseiter betrachtet und zu dem machen sie sich selbst und deswegen find' ich's ein bisschen komisch, dass sie so sind, aber ich find's in Ordnung, wenn sie sich dafür entschieden haben, dann sollen sie so leben.*“

Parisa N. ist der Meinung, dass dieses Verhalten auf die „*Ähnlichkeit*“ zurückzuführen ist, ein weiterer Grund ist für sie „*purere Nationalismus*“, aber nicht im negativen Sinn. Als Beispiel für die „*Ähnlichkeit*“ nennt sie: „*Von einem Chinesen, der gerne Reis ist und chinesische – weiß ich nicht – Chicken, der hat es wahrscheinlich auch ganz gern, wenn er zu seinem Freund geht, dass der dann auch chinesischen Reis und chinesisches Chicken hat.*“

Ryadh W. ist der Meinung, dass es sich solche Migranten gibt, kennt aber persönlich niemanden. Mögliche Gründe sind für ihn „*Verbundenheit von Traditionen [...], Verständnis untereinander vielleicht sprachliches Verständnis [...].*“

Sasa B. kennt einige solcher Menschen, wobei er dieses Verhalten nicht nachvollziehen kann und ohne jemanden beleidigen zu wollen setzt er eine gewisse „*Kleingeistigkeit*“ voraus. Ähnlich wie bei Afshin N. und Ladislav D. ist er auch der Meinung, dass Erziehung hierbei eine Rolle spielt: „*[...] ok gut, mit denen will ich nicht irgendwas zu tun haben, weil ich da so schlechte Erfahrungen gemacht hab oder so, aber verallgemeinern finde ich, kann man das eigentlich nicht. Ich glaube, dass das eigentlich von Mensch zu Mensch vollkommen verschie-*

den ist und dass das sehr viel auch mit der Erziehung zu tun hat und mit dem was man selbst erlebt hat.“

Fragestellung (2): *„Warum glaubst du ‚verleugnen‘ manche Migranten ihre Herkunft?“*

Ali A. kennt zwar Migranten, die ihre Herkunft verleugnen, kann sich aber nicht vorstellen, warum sie das machen. Für ihn gibt es keinen Grund, seinen „Hintergrund“ zu verstecken: *„Obwohl bei mir ist es halt eindeutig sichtbar, das heißt also bei... von meinem Ausseher her würde man sofort sehen, das ich nicht aus Wien komm... und bei der Person, an die ich gerade denke, da würde man das halt nicht erkennen.“* Gründe, warum ein Migrant seine Herkunft verleugnet ist für ihn: *„Und, wenn man es einem nicht ansehen kann, vielleicht dann ist... damit sich der Mensch nicht fremd fühlt und sagt dann halt einfach, ja ich bin Österreicher... Oder möchte vielleicht einfach Fragen vermeiden, die ihm unangenehm sind.“*

Afshin N. kennt zwar niemanden, der so ist, weiß aber, dass es solche Migranten gibt. Das hat seiner Meinung nach damit zutun, dass sie schlechte Erfahrungen mit ihren „eigenen Leuten“ gemacht haben und vielleicht von ihnen nicht gut oder nicht „richtig“ behandelt worden sind. Wahrscheinlich sind sie der Ansicht, dass alle Menschen gleich sind und sich vielleicht auch deswegen schämen.

Djoe M. meint, dass solche Menschen sich „anpassen“ wollen, das „Alte“ und ihre „Vergangenheit“ zurücklassen und sich voll und ganz dem neuen Land hingeben. *„Aber ich glaube, die meisten schämen sich für ihre Herkunft und denken sich, ja jetzt bin ich Österreicher“.*

Jennifer R. glaubt, dass es sehr schwer ist für Migranten nach Wien zu kommen, da viele wahrscheinlich auch gehänselt werden und wenn sie zum Beispiel aus Albanien oder Kosovo kommen, schämen sie sich dafür: *„[...] sich einfach schämen dafür und sich denken, sie verleugnen lieber ihr Land, damit sie halt hier in Wien ihre Ruhe haben oder halt in dem Land, wo sie gerade sind. Das sie halt nicht gehänselt werden und beschimpft werden [...].“*

Ladislav D. kennt Menschen, die ihren Migrationshintergrund verleugnen, findet das aber nicht richtig: *„[...] weil man ist das, was man ist und man kommt, von wo man kommt und man kann das ja nicht ändern und von dem her sollte man dazu stehen, was man ist.“* Er glaubt, dass solche Menschen, sich ihrer Herkunft schämen und mit vielen „rassistischen Personen zusammen sind und sich anscheinend anpassen wollen oder halt arschkriechen –

auf gut Deutsch.“ Für ihn spielt dabei Stolz eine große Rolle, da er der Meinung ist, dass wenn jemand seine Herkunft verleugnen, seinen „*Stolz verletzt, oder verliert.. besser gesagt.*“

Mohamed B. meint, es gibt einige Migranten, die sich als „Österreicher“ vorstellen, obwohl sie eine dunkle Hautfarbe haben oder wenn ersichtlich ist, dass sie einen Migrationshintergrund haben. Er möchte dieses Verhalten weder positiv noch negativ bewerten, „[...] *sondern das ist einfach das, was diese Menschen oft einfach auch fühlen. Also weil sie hier geboren, hier aufgewachsen, mit ihrer eigenen Kultur... oder mit ihrer ursprünglichen Kultur oder Kultur der Eltern wenig zu tun hatten bzw. nie damit konfrontiert wurden [...]*“. Seiner Meinung nach gibt es Menschen, die sich von ihrer ursprünglichen Kultur „*abkapseln*“, weil sie glauben damit „*besser fahren zu können*“. Er selbst hält es für „*Blödsinn*“.

Nicol C. ist der Meinung, dass solchen Menschen das Selbstbewusstsein fehlt, weil sie ansonsten nicht so reagieren würden.

Nina K. kann sich so ein Verhalten nur erklären, wenn diese Personen schlechte Erfahrungen, aufgrund ihrer Herkunft gesammelt haben.

Nasrin K. kennt aufgrund ihres Alters und das lange Leben außerhalb ihres Geburtsortes viele solcher Migranten: „*Ich kenne auch Perser, die mit Österreicher verheiratet sind und die haben wirklich gar kein Kontakt mehr mit ihrer Heimat, mit ihre persische Leute, die kennen die Tradition nicht, die geben die Tradition Kinder nicht weiter [...]*.“ Sie findet dieses Verhalten auch nicht gut, denn ihrer Meinung nach sollten Kinder beide Traditionen kennen lernen und vielleicht eine Mischung aus diesen beiden selbst praktizieren.

Niloofer N. kennt nur eine Person, die so ist, allerdings gibt dieser sich als Perser aus, obwohl er keiner ist und das weil: „[...] *er sich dafür das geniert, für das wo er herkommt. In der Gesellschaft, wo er sich jetzt befindet, ist... sind die Leute aus seiner Herkunft viel zu nieder.*“ Aber grundsätzlich ist sie davon überzeugt, dass es nicht so viele Menschen gibt, die so sind, da die meisten stolz auf ihre Herkunft sind.

Nooshin S. kennt „*solche Menschen*“: „*Oft schämen sie sich. Oft können sie sich mit ihrem eigenen Land nicht identifizieren. Oft möchten sie nicht verspottet werden, weil sie, was weiß ich, weil sie Jugoslawen, Türken sind. Ich bin auch nicht jemand, der jetzt unbedingt an die große Glocke hängt, dass ich eine Perserin bin, aber wenn mich jemand danach fragt, ist es*

mir nicht unangenehm. Aber verleugnen würde ich mich nicht. Ich bin Perserin, es ist so. Aber die Leute, die's tun, ja, ich glaub, dass sie sich schämen, irgendwas taugt ihnen nicht.“

Parisa N. kann sich ganz gut vorstellen, warum „solche Menschen“ das tun, obwohl sie persönlich niemanden kennt, der so ist: *„Ich kenne auch nicht solche Leute, aber ich kann es mir ganz gut vorstellen, wenn man mehrere unangenehme Situationen hat, in denen man sich dafür entschuldigen muss, dass man Migrant ist oder Ausländer ist, dann ist das vielleicht eine Art von Selbstverteidigung, das man versucht sich solchen Situationen nicht mehr auszusetzen und schlicht seine Herkunft verleugnet.“*

Ryad W. kennt ein paar Migranten, die ihre Herkunft verleugnen, aufgrund dessen, *„[...] dass es Leute gibt, aus ihrem Land, die sich nicht benehmen können, nicht integriert sind.“* Dafür schämen sie sich.

Sasa B. glaubt, dass er diese Frage gut beantworten kann, da er selbst dieses „Problem“ hatte: *„Es ist nicht so, dass man sich schämt, dass man Migrant ist, sondern es ist so, man passt sich... man muss sich eigentlich, ohne dass man dazu gezwungen wird, in einer gewissen Art und Weise anpassen [...].“* Er meint weiterhin, dass es wahrscheinlich bei „diesen Migranten“ genau, wie bei ihm, dass seine Herkunft nicht wichtig war. Es ist dennoch so, dass man seinen Migrationshintergrund nie wirklich ablegen kann.

III.III.I. Analyse nach Kategorien

a) positiv - negativ

Die meisten der InterviewpartnerInnen sind beiden Migrationstypen nicht positiv gegenüber eingestellt, aber können gut nachvollziehen warum es auf der einen Seite zu Gruppierungen unter den Migranten einer Kultur und auf der anderen Seite zur Verleugnung der eigenen Herkunft kommt. Für beide Migrations-Typen ist für den Großteil der Befragten, die schlechte Erfahrung, die Migranten gemacht haben einer der Gründe dafür, warum Menschen so handeln könnten. Als weitere Gründe für eine Segregation werden Scham, fehlendes Selbstbewusstsein und eine bestimmte Form der Anpassung angeführt. Djoe M. meint bzgl. der Anpassung, dass sie vielleicht das „Alte“ zurücklassen und sich dem neuen Land voll und ganz hingeben wollen.

Niloofar N. nennt als Beispiel für kulturelle Gruppierungen, die Türken. Sie meint, sie seien „asozial“ und würden sich nicht anpassen wollen. Das andere Extrem, die Segregation, wird von Ladislav D. als eine Art der „Unterwürfigkeit“ gesehen und spricht in diesem Zusammenhang über „Verletzung oder Verlust des Stolzes“. Nooshin S. versteht, dass manche Migranten ihre eigene Kultur hegen und pflegen, allerdings findet sie es seltsam, wenn sie nur unter sich bleiben wollen, weil sie sich damit nichts Gutes tun und sich selbst in die Rolle des Außenseiters drängen.

b) männlich – weiblich

Es gibt keine Unterschiede der Einstellungen zu diesen Fragen zwischen den männlichen und weiblichen Probanden.

c) Migrationshintergrund ersichtlich – nicht ersichtlich (z.B. andere Hautfarbe)

Ali A. kann sich Segregation nur bei Menschen vorstellen, bei denen man den Migrationshintergrund nicht sieht und meint, dass das eine Art „Schutzmechanismus“ ist, weil man sich dann weniger „fremd“ fühlt.

d) hier geboren - zugewandert

Jennifer R. glaubt, dass es schwer ist für zugewanderte Migranten den „Anschluss“ zu finden und dass sie aus diesem Grund „unter sich“ bleiben. Für Afshin N. und Ladislav D. hat dieses Verhalten auch mit der Erziehung zu tun und betrifft daher nicht nur die erste Generation son-

dern und vor allem auch die zweite Generation der „Zuwanderer“. Einer ähnlichen Meinung ist auch Sasa B., der dem ganzen eine gewisse „Kleingeistigkeit“ voraussetzt. Zur Segregation meint Mohamed B., dass er viele Personen kennt, die eindeutig einen Migrationshintergrund haben, die sich als Österreicher vorstellen, weil sie sich so fühlen. Sie sind in Österreich aufgewachsen, in die Schule gegangen und haben „hier“ auch ihre Freunde. Erst das Verleugnen der Herkunft, ist für ihn „Blödsinn“. Für Sasa B. war seine Herkunft früher nicht wirklich, weil er sich so angepasst hat.

Bei dieser Frage ist es sehr interessant zu sehen, dass keiner der InterviewpartnerInnen sich einer der beiden Migrationsgruppen zugehörig fühlt, wobei bei der vorigen Frage sich ganz klar der Migrationstyp herauskristallisiert hat. Die Meisten können für beide Typen mögliche Gründe für ein solches Verhalten nennen. Mohamed B. und Sasa B. sehen eine Assimilation als eine mehr oder wenige Endstufe des Integrationsprozesses. Sasa B. lebt schon so lange in Österreich, dass er sich auch als solcher fühlte und somit war ihm seine Herkunft „nicht mehr wichtig“, das heißt aber nicht, dass er sie verleugnet. Dies trifft auch auf Nooshin S. zu. Sie meint auch, dass sie ihre Herkunft nicht unbedingt „an die große Glocke“ hängt, aber sie würde sie nicht verleugnen.

III.IV. Mediennutzung

An dieser Stelle wird gezielt nach der Mediennutzung von Migranten gefragt. Dabei werden nicht nur Massenmedien, wie Fernsehen und Zeitungen angesprochen, sondern auch die neuen „Social Medias“. Wie schon in dem oben genannten theoretischen Teil spielen Medien im Integrationsprozess eine wesentliche Rolle.

Fragestellung (1): „*Informierst du dich über aktuelle Ereignisse in deinem ‚Ursprungsland‘?*“

Ali A. informiert sich „gezwungener Maßen“ über aktuelle Ereignisse in seinem Ursprungsland über seinen Vater: „Mein Mediending ist einfach mein Vater.“ Dieser informiert sich über das Internet.

Afshin N. gibt an, wenn etwas in den österreichischen Nachrichten gezeigt wird, dann ist er „schon hellhörig“, aber selbst informiert er sich nicht.

Djoe M. informiert sich hauptsächlich über die Familie, die sowohl in Portugal als auch in Brüssel lebt. Von seinem Vater bekommt er immer ein „Update“ über Bissau, da er im regelmäßigen Kontakt mit der dort ansässigen Familie steht. Er selbst informiert sich über das Internet.

Jennifer R. informiert sich selbst nicht über aktuelle Ereignisse in ihrem Ursprungsland, wenn etwas „passiert“ ist, dann hört sie das von ihrer Mutter.

Auch Ladislav D. informiert sich persönlich nicht über die aktuelle Ereignisse in seinem Ursprungsland. Er erfährt „ziemlich viel in der Firma von Arbeitskollegen“. Zwar hat er sich schon überlegt „jugoslawische“ Fernsehsender zuzulegen, aber hat bis aus finanziellen Gründen noch nicht getan.

Mohamed B. verfolgt im Internet die englischen Seiten der arabischen Medienunternehmen sowie CNN als internationales Format und auch die österreichischen bzw. deutschsprachigen Medien. Er selbst hat zwar keine arabischen Fernsehsender, aber seine Eltern, wo er immer das aktuelle Geschehen in Ägypten mitverfolgen kann.

Nicol C. fühlt sich als Österreicherin und verfolgt auch nur die österreichischen Medien.

Nina K. informiert sich ab und zu über die aktuellen Ereignisse in Kroatien. Hauptsächlich macht sie das über das Internet, über Onlinezeitungen oder über Freunde über Facebook.

Nasrin K. informiert sich hauptsächlich über internationale Nachrichten im Fernsehen und gemeinsam mit ihrer Schwester sehen sie sich im Internet und per Satellit verschiedene Nachrichten an.

Niloofer N. informiert sich nicht bewusst über aktuelle Ereignisse im Iran. Ähnlich wie Afshin N., wenn sie in den österreichischen Nachrichten etwas mitbekommt, dann wird auch sie hellhörig.

Nooshin S. informiert sich überhaupt nicht über aktuelle Ereignisse in ihrem Ursprungsland.

Parisa N. hat „persisches Fernsehen“ zu Hause und informiert sich aktuell immer wieder, vor allem, da es jetzt „politisch laut“ ist. Sie steht auch mit ihrer Familie und Freunden im Iran in Kontakt und informiert sich auch immer übers Telefon und Internet über die aktuelle Lage, dabei merkt sie oft, dass etwas nicht in Ordnung ist, wenn sowohl das Telefon als auch das Internet „drüben“ gesperrt ist.

Ryadh W. informiert sich, neben den internationalen Nachrichten auf CNN mit seinen Eltern über das Internet. Vor allem jetzt, wo es in Syrien Demonstrationen gibt.

Sasa B. hat keinen Bezug mehr zu seinem Ursprungsland und informiert sich daher auch nicht mehr darüber.

Fragestellung (2): „Hast du Kontakt zu Menschen, die den gleichen oder ähnlichen Migrationshintergrund haben wie du über die nationalen Grenzen hinaus? Wie hältst du den Kontakt aufrecht?“

Ali A. hat Kontakt zu Migranten im Ausland über das Internet, hauptsächlich über Facebook.

Afshin N., Ladislav D., Nicol C. Nooshin S. und Ryadh W. haben keinen Kontakt zu anderen Migranten über die nationalen Grenzen hinaus.

Djoe M. und Nina K. halten den Kontakt mit ihren Freunden und seiner Familie im „Ausland“ über das Internet aufrecht.

Jennifer R. hat einen Bruder in Canada mit dem sie ab und zu telefoniert und über Facebook.

Mohamed B. steht hauptsächlich über verschiedene Netzwerke im Internet und EMail mit Freunden in und außerhalb von Ägypten in Verbindung. Wenn er zum Beispiel in Ägypten ist oder vor hat nach Ägypten zu fliegen, kontaktiert er *„die Leute natürlich und schaut wer vielleicht auch grad zu dem Zeitpunkt in der alten Heimat ist und dann trifft man sich [...]“*.

Nasrin K. hält den Kontakt zu Freunden und Bekannten außerhalb der nationalen Grenzen über „Dritte“ aufrecht.

Niloofer N. hat eine Freundin in Amerika. Mit ihr schreibt sie Mails und spricht mit ihr manchmal via Skype.

Parisa N. hat Bekannte zum Beispiel in Amerika, Belgien und Frankreich. Sie hält den Kontakt über das Telefon und Internet aufrecht.

Sasa B. hat viele Freunde in Deutschland, mit denen er über Spieler-Onlineportalen in Kontakt steht. Sie treffen sich immer in der virtuellen Welt und spielen zusammen gegen andere. Auffällig ist dabei, dass diese Freunde alle einen „jugoslawischen“ Migrationshintergrund haben, aber dieser war nicht ausschlaggebend bei dieser Freundschaft gewesen.

III.IV.I. Analyse nach Kategorien

a) positiv - negativ

Die meisten InterviewpartnerInnen verfolgen hauptsächlich die österreichischen Medien. Vereinzelt werden auch „Ursprungsmedien“ rezipiert. Wobei die meisten auch hierbei auf internationale Formate wie zum Beispiel CNN oder das Internet zurückgreifen. Auch der Kontakt zu Bekannten oder Verwandten im Ausland wird hauptsächlich über das Internet aufrecht erhalten. Es gibt niemanden, der negativ oder positiv gegenüber bestimmten Medien eingestellt ist.

b) männlich – weiblich

Auch hier gibt es ein Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern.

c) Migrationshintergrund ersichtlich – nicht ersichtlich (z.B. andere Hautfarbe)

Hier spielt der „ersichtliche“ Migrationshintergrund keine Rolle, sondern eher mehr das Zugehörigkeitsgefühl.

d) hier geboren - zugewandert

Hier stechen Niloofar N., Nooshin S. und Parisa N. besonders hervor. Während Niloofar N. und Nooshin S. aus dem Iran nach Österreich gekommen sind verfolgen sie keine „iranischen Medien“, Parisa N., die in Österreich geboren ist, hat bei sich „persische“ Sender installiert und sieht auch täglich die iranischen Nachrichten. Sie hat darüber hinaus sehr viel Kontakt zu PerserInnen, welchen sie via Internet und Telefon aufrecht erhält. An dieser Stelle fällt auf, dass die zweite Generation mehr dahinter ist, sich über ihr Ursprungsland zu informieren, als die erste.

Die neuen Medien spielen hier eine wesentliche Rolle. Aufgrund des Internets ist es möglich den Kontakt zu Freunden und Bekannten auf der ganzen Welt aufrecht zu erhalten. Fast alle stehen im regelmäßigen Kontakt mit Personen außerhalb Österreichs. Alle werden „hellhörig“, wenn in ihrem Ursprungsland etwas „passiert“. Die wenigsten informieren sich gezielt über Ereignisse. An dieser Stelle ist es auffällig, dass die zweite Generation eher dazu neigt, sich zu informieren, als die erste.

III.V. Allgemeine Einstellung/Meinung zum Thema „Migration und Integration“

Diese Frage dient dazu die allgemeinen Einstellungen bzw. die allgemeine Meinung zu dieser Thematik zu erfahren. Wobei die Autorin diese Frage als Abschlussfrage gewählt hat um evtl. noch auf weitere Ergebnisse zu kommen, falls die Interviewpartner bei den obigen Fragen „nicht ganz ehrlich“ waren.

Fragestellung (1): „Was ist deine allgemeine Meinung zum Thema ‚Migration & Integration‘?“

Ali A. empfindet diese Problematik nirgends so schlimm wie in Österreich. Zwar möchte er nicht verallgemeinern, aber generell ist es so, dass seiner Meinung nach: *„die Österreicher, ich möchte jetzt einfach verallgemeinern, aber generell ist es jetzt so, dass sie anscheinend doch irgendwie, irgendwo, irgendwelche Problemchen damit haben, dass jemand von woanders ist – speziell wenn aus gewissen Gruppierungen wie gesagt, wie aus der Türkei oder vielleicht aus Exjugoslawien oder so was... und ich finde, man muss da schon mehr daran arbeiten, dass sich generell die Bevölkerung mehr öffnet. Weil man kann sich nicht integrieren, wenn man als Fremder die ganze Zeit behandelt wird.“*

Afshin N. ist der Meinung, dass Integration (Anm. Autorin) wichtig ist, jedoch *„[...] man muss es aber auch nicht übertreiben. Viele tun das gar nicht, was nicht besonders gut ist und viele übertreiben's in dem sie halt ihre eigene Nationalität verleugnen. Man sollte schon, wenn man in ein Land ist, sich anpassen, die Bräuche und Regeln und so weiter einhalten, aber man muss nicht deswegen sich selbst oder seine Nationalität komplett vergessen. Ich bin für Integration, aber in Grenzen.“*

Djoe M. meint das hier noch viel getan werden muss, wobei nicht die Österreicher an allem Schuld sind: *„[...] man muss sich irgendwo in der Mitte treffen und ja, es gibt wirklich ziemlich viele Problemen. Wo es beginnt keine Ahnung, wo es ende, auch keine Ahnung. Ich finde vielmehr, es gehört auf beiden Seiten vielmehr gemacht, ja... und zwar kritiklos.“* Seiner Meinung nach sollten die Probleme aufgegriffen und eine Lösung, die beide Seiten zufrieden stimmt, gefunden werden. Es gibt genug Migranten, die etwas gegen Österreicher haben, aber sie sind trotzdem in einem fremden Land und sollten daher nicht nur erwarten und verlangen. Auf der anderen Seite sollten Österreicher den Migranten die Arme entgegenstrecken. Für Djoe M. können die gegebenen Probleme nur durch *„gemeinsame Dialoge“* gelöst werden.

Jennifer R. ist der Meinung, dass Österreich sehr sozial ist und findet es sehr schlimm, dass in Wien so viele Ausländer sind. Sie wohnt im 10. Bezirk und meint, wenn sie am Reumannplatz aussteigt ist das ein „Kulturschock“. Ihr kommt es auch so vor, dass in den letzten zehn Jahren noch mehr Ausländer nach Wien gekommen sind. Für sie ist das sehr schlimm, wenn sie daran denkt, dass ihre Kinder „in einer Klasse mit zwanzig Ausländern und zwei Österreichern sitzen“ sollen. Das Problem, das sie mit den Migranten hat, ist: „[...] sie integrieren sich nicht. Sie haben ihr Verhalten... sie suchen sich halt die Leute, die was da sind, die was sie kennen, die was auch aus dem Land sind und dann leben sie halt nach dem. Sie leben ja nicht in Wien als Österreicher, sondern in Wien als Ausländer und dann gibt's genug Lokale wo sie fortgehen können und dann sind sie alle zusammen und alle untereinander und werden immer größer und immer stärker und es sind immer mehr Leute von denen da in Wien und Österreich geht immer mehr unter und Ausländer vermehren sich irgendwie.“

Ladislav D. ist der ähnlichen Meinung wie Djoe M.: „Es müssen sich beide Seiten anpassen. Genauso wie die Ausländer an die Österreicher, sowohl auch die Österreicher und Ausländer. Es müssen sie sich einfach miteinander kommunizieren, weil es bleibt ihnen so oder so beiden nichts anderes übrig, sie werden so oder so Tür and Tür leben.“

Mohamed B. ist auch der Meinung, dass auf beiden Seiten ein „großer Aufklärungsbedarf“ besteht. „Ich weiß auch, dass von beiden Seiten es versucht wird. Es gibt auf beide Seiten die Gruppierungen, die versuchen, dem entgegen zu steuern... es ist natürlich klar, dass es schwierig ist und es ist natürlich klar, dass es nicht besonders einfach ist zu sagen, fangen wir heute damit an und morgen wird es erledigt sein, das geht nicht, das ist ein Prozess, der ew... der lange dauern wird.“

Nicol C. findet, dass das Thema zu viel diskutiert wird: „Man sollte die Menschen so lassen, wie sie sind. Man sollte mehr Akzeptanz an den Tag legen. Man ist was man ist und man muss lernen zusammen zu leben.“

Nina K. hat hier eine zwiegespaltene Meinung, da es einen „bestimmten Schlag von Ausländern, die sicherlich Integrationsunwillig sind und nicht wirklich viel dazu beitragen um sich und anderen das Leben einfacher zu machen.“ Dabei denkt sie hauptsächlich an Personen aus Exjugoslawien oder der Türkei. Auf der anderen Seite gibt es „[...] wirklich Leute die perfekt integriert sind, die sich den österreichischen Bräuchen angepasst haben, aber beispielsweise auch aufgrund des Aussehens diskriminiert werden und ihnen wird dann auf der anderen Sei-

te das Leben schwer gemacht.“ Für Nina K. ist das ein sehr schwieriges Thema, dass sie nicht einfach in ein paar Sätzen zusammenfassen kann.

Nasrin K. meint das dieses Problem nicht allein in Österreich oder in Europa vorkommt. In einer anderen Form und Weise kommen diese Probleme in den asiatischen Ländern auch vor. Als sie noch in Teheran gelebt hat, hat sie gesehen, wie dort mit „Ausländern“ umgegangen wird und ist froh „ein Ausländer in Wien“ zu sein. Sie findet, dass Österreich mit den Ausländern *„halbwegs menschlicher umgehen.“* Damit meint sie, dass *„wir“* fast die gleichen Chancen im Berufsleben, in der Aus- und Weiterbildung haben, Möglichkeiten Förderungen von Sozialleistungen zu erhalten. Sie hat damals genauso eine Familienbeihilfe für ihr Kind bekommen, wie ein Österreicher.

Niloofer N. ist der Meinung, dass wenn man in ein Land ziehen muss oder zieht, freiwillig oder unfreiwillig, um glücklich dort leben zu können, sollte man sich anpassen, ansonsten würde man immer ein Außenseiter bleiben: *„Das man sich dessen Gewohnheiten annimmt, wie zum Beispiel ihr Art der Höflichkeit oder ihre Art zu begrüßen beispielsweise oder sonstiges. Wenn man das Eigene behält, kommt man manchmal nicht so gut an. Man kann das Eigene behalten für die eigenen Kreise, aber wenn man mit dem Inländer unter Anführungsstrichen in Kontakt tritt, sollte man seine Gewohnheiten führen.“*

Nooshin S. meint: *„Wennst ein Ausländer bist, bist du in Österreich gut aufgehoben. Es gibt sicher kein Land, das vergleichbar so viel Entgegenkommen bietet wie Österreich.“* Österreich ist für sie ein Land, in dem man sich gut integrieren kann, ohne *„ständig anzuecken“*. *„Es besteht kurz Interesse dran, wo du herkommst und dann wird's wie normal behandelt. Ich glaub nicht, dass wir ein Land sind, das andere Menschen verurteilt.“*

Parisa N. findet es sehr wichtig, dass man sich als Migrant integriert, um *„Schwierigkeiten“* aus dem Weg zu gehen. *„Ich denke, dass aber jeder für sich beziffern muss, wie weit diese Integration erforderlich ist und vor allem wie weit das notwendig ist. Mein Vater beispielsweise vertritt oft die Meinung, dass man als Ausländer mit einem Österreicher sich verheiraten muss, schlicht um diesem Problem aus dem Weg zu gehen. Das geht meiner Meinung nach zu weit und ist nicht in meinem Interesse.“*

Ryadh W. ist selber ein Jugendlicher mit einem Migrationshintergrund und ist aber der Meinung, dass wenn jemand nach Österreich kommt, dann soll und muss er sich anpassen. *„Was*

die Traditionen angeht, kann jeder das beibehalten, was er möchte, so lange er den anderen irgendwie auch respektiert und nicht schadet.“

Sasa B.'s allgemeine Meinung zu diesem Thema ist: „[...] ich finde wenn man in ein fremdes Land kommt, in dem man leben möchte, sollte man sich dem Land anpassen und nicht von dem Land verlangen, dass sich das Land einem selbst anpasst. Weil man hat ja auch dieses Land gewählt um dort zu leben und das Land hat nicht einen gewählt, dass man dort lebt. Sondern man ist dort als Gast hingekommen und wenn man sich anpasst, wird man ein Teil der Gesellschaft und ein Teil eines Ganzen. Wenn man sicher von vornherein dem Ganzen verweigert und sich nicht anpassen will, dann wird man auch kein Teil der Gesellschaft und damit sind eigentlich Probleme schon vorprogrammiert.“

III.V.I. Analyse nach Kategorien

a) positiv - negativ

Hier stechen sofort Ali A. und Nooshin S. hervor. Während Nooshin S. Österreich als ein sehr weltoffenes Land empfindet, fast schon wie ein „Paradies für Ausländer“, empfindet Ali A. es genau gegenteilig. Auch Nasrin K. meint, dass Österreich im Gegensatz zu anderen Ländern sehr human mit AusländerInnen umgeht. Jennifer R. meint ebenfalls das Österreich sehr sozial ist und ihrer Meinung nach ist die AusländerInnenanzahl in den letzten zehn Jahren rasant gestiegen.

b) männlich – weiblich

Man könnte aufgrund der extremen Meinungen von Ali A. und Nooshin S. annehmen, dass es hier einen Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt. Vor allem auch Jenny R. neigt zu einer sehr assimilierenden Einstellung und empfindet AusländerInnen in Wien als störend. Dennoch gibt es für die Autorin auch hier keinen Unterschied der Geschlechter, da die meisten InterviewpartnerInnen der Meinung sind, dass eine gelungene Integration von beiden Seiten abhängig ist.

c) Migrationshintergrund ersichtlich – nicht ersichtlich (z.B. andere Hautfarbe)

Ali A., dessen Migrationshintergrund ersichtlich ist, ist der Meinung, dass das Leben für Ausländer in Österreich sehr schwierig ist. Jenny R. und Nooshin S. fallen in der „breiten Masse“ nicht auf und empfinden das ganz anders als Ali A. Dennoch sind alle InterviewpartnerInnen davon überzeugt, dass auf beiden Seiten etwas getan werden muss.

d) hier geboren - zugewandert

Auch hier lassen die Aussagen der InterviewpartnerInnen keine Rückschlüsse auf einen Unterschied zu.

Alle InterviewpartnerInnen sind der Meinung, dass man sich anpassen muss. Die Meisten sind weiters der Meinung, dass diese Anpassung in Maßen geschehen soll, sprich man muss sich nicht komplett aufgeben. Auf der anderen Seite wird auch darüber gesprochen, dass es auf beiden Seiten „Aufholbedarf“ gibt. Der Integrationsprozess betrifft nicht nur die zugewanderten MigrantInnen, sondern auch die Aufnahmegesellschaft. Dessen sind sich fast alle InterviewpartnerInnen bewusst. Auffällig sind, wie oben bereits beschrieben, Ali A. und Nooshin S. - unterschiedlicher könnten die beiden nicht sein: Ali A., männlich, in Österreich geboren und einem ersichtlichen Migrationshintergrund vs. Nooshin S., weiblich, im Iran geboren und keinem ersichtlichen Migrationshintergrund. Gründe, warum ihre Meinungen so auseinander gehen, könnten die Erfahrungen sein, die beide gemacht haben.

IV. Fazit

An dieser Stelle sollen folgende Forschungsfragen der Autorin beantwortet werden:

Worin genau unterscheiden sich diese Migrations-Typen?

Warum kommt es zu multikulturellen Vergemeinschaftungen bzw. worin unterscheiden sich diese „Migranten“ von den anderen?

Alle MigrantInnen der ersten oder zweiten Generation, die von der Autorin befragt wurden, sind im Grunde genommen „multikulturelle“ Personen. Dennoch lassen sich kleine Unterschiede erkennen, die in diesem Fall Rückschlüsse auf eine „Neigung“ in die eine oder andere Richtung ziehen lassen. Dabei spielt „Kultur“, jene die von den Eltern mitgegeben wurde, eine wesentliche Rolle, denn sie prägt einen Menschen sein Leben lang. Sie wirkt sich auch auf die Wahrnehmung aus (siehe II.I.I. Strukturmerkmale von Kulturen). Interessanterweise haben in diesem Zusammenhang einige der Befragten unabhängig voneinander den „klassischen Österreicher“ als „kalt“, „nicht gastfreundlich“ und als „distanziert“ beschrieben – das ist ein Ergebnis der „kulturell geprägten Wahrnehmung“.

Auch interessant ist, dass einige der Befragten von „Wir“ sprechen und damit sich und andere MigrantInnen meinen und einige der Befragten von „Ihnen“ sprechen und damit andere MigrantInnen meinen. Natürlich hat diese Tatsache mit dem Zugehörigkeitsgefühl zu tun und dennoch widersprechen sich die InterviewpartnerInnen öfters in ihren eigenen Aussagen. So geben einige an, sich nicht als ÖsterreicherInnen zu fühlen und dennoch ist Österreich für sie ihre Heimat. Doch wie schon in im Kapitel Heimat und Identität (III.III.) versucht wurde zu erklären, ist Heimat meist kein Ort, sondern eher ein „Gefühl“. Aufgrund dessen gaben zwei InterviewpartnerInnen an, dass ihre Heimat dort sei, wo ihre Familie ist. Dennoch beantwortet das nicht die Frage nach der Identität. Vor allem die zweite Generation ist in einem Identitätskonflikt und bevor es zu einer Diffusion kommt, muss sich das Individuum für eine Identität entscheiden (Shifting-Identity). Aus diesem Grund könnten manche Personen mehr zur Assimilation neigen. Auch die Zuschreibungen des „Gruppencharismas“ bzw. der „Gruppenschande“ laut ELIAS sind Gründe für eine Assimilation bzw. einer Segregation. Von den Befragten wird oft „Scham“, „Erziehung“ und „negative Erfahrungen“ als Gründe für einer der Seiten genannt. Ein paar der Befragten wirkten bei dem Interview fast so, als würden sie sich bedroht von anderen Migranten fühlen bzw. betonten sie, dass sie nicht so sind, wie manch anderer Migranten. Für manche MigrantInnen scheint Assimilation die einzig richtige Integration zu sein. Es macht das Leben für sie wahrscheinlich einfacher, jedoch hat

nicht Jede/r die Möglichkeit den Migrationshintergrund einfach so abzulegen. Bei Personen, bei denen der Migrationshintergrund ersichtlich ist, dann werden sie über Generationen und Generationen immer als „Fremde“ empfunden. Somit haben sie kein Zugehörigkeitsgefühl und suchen das in einer anderen „Gesellschaft“. Alle vierzehn Interviewpartner haben einen gemischten Freundeskreis, das heißt Nationalität, Religion, Politik, etc. spielen dabei keine Rolle, aber dennoch ist es auffällig, dass die meisten mehr FreundInnen mit Migrationshintergrund haben als ÖsterreicherInnen. PARK differenziert den Assimilationsbegriff aus und spricht von einer identifikativen Assimilation. Dabei müssen die Zuwanderer, die Werte und Normen der Aufnahmegesellschaft vollkommen übernehmen und empfinden. Das kann allerdings nur dann erreicht werden, wenn informelle interkulturelle Kontakte wie Freundschaften und Liebesbeziehungen zustande kommen. Zwar haben die Befragten teilweise mehr Freunde mit einem Migrationshintergrund, aber dennoch sind die Meisten mit ÖsterreicherInnen liiert. Eine Interviewerin erzählt, dass ihr Vater dieser Auffassung ist, sprich, wenn man in ein Land auswandert, so soll man „Einheimische“ heiraten, denn das macht das Leben für sich selbst sowie für die zukünftigen Kinder einfacher. Einer Interviewpartnerinnen sagt auch, dass sie nur einen Österreicher als Partner und Vater ihrer Kinder haben wollte. Oft werden gute Kontakte zwischen „Einheimischen“ und „Migranten“ am Arbeitsplatz geknüpft. Jedoch haben Untersuchungen gezeigt, dass dieser Kontakt meist bei der Bürotür endet.

Was ist nun der Unterschied der verschiedenen Migrations-Typen? Die Autorin ist der Meinung, dass das Gefühl einer Gruppe zugehörig zu sein und anerkannt zu werden, ausschlaggebend ist. Dabei spielen die gesammelte Erfahrung und die Generation (zugewandert oder in Österreich geboren) eine wesentliche Rolle. Ist man in Österreich geboren und wird in irgendeiner Form diskriminiert, so „leidet“ diese mehr, als jene, der ersten Generation. Diese sieht sich nämlich als Gast und lässt „alles über sich ergehen“. Die zweite Generation sieht dieses Land auch als sein Land und wird dadurch in eine „Außenseiter“-Position gedrängt, die er zu Beginn gar nicht einnehmen wollte. Somit tritt hier die oben gennante „Gruppenschande“ und das „Gruppencharisma“ wieder in den Vordergrund. Mit diesem Vorgang wird das „Wir-Gefühl“ gestärkt. Der Mensch braucht eine Gruppe, denn er ist nicht dafür geschaffen alleine zu sein.

Die Autorin ist davon überzeugt, dass es einen Kompromiss zwischen der Assimilation und Segregation gibt, der auch langfristig über Generationen existiert, geben kann. Aufgrund der neuen Medien ist es möglich überall auf der Welt in Echtzeit in Verbindung zu treten. Somit spricht nichts für ein friedliches, interkulturelles Zusammenleben. Sie ist sich auch dessen bewusst, dass hier viel Aufholbedarf besteht und zwar auf beiden Seiten. Die ZuwanderInnen müssen integrationsbereiter werden, wobei das nicht heißt, sie sollen ihre Werte und Traditionen aufgeben. Jeder Mensch kann für sich selbst entscheiden, wo er oder sie die multicultural line ansetzt. Dies gilt auch für die andere Seite, wobei an dieser Stelle gesagt werden muss, so lange MigrantInnen als „Fremde“ wahrgenommen werden, werden sie sich auch als solche fühlen. Es handelt sich hierbei lediglich um ein Gefühl, das sehr viel bewirkt. Wie schon in Schmid (2005 : 28ff.) steht, bedeutet Integration Chancengleichheit nicht auf rechtlicher sondern, aber auch vor allem auf der psychosozialen Ebene.

Nach allen Interviews wurde immer heftigst diskutiert auch bei der Erstellung der Transkriptionsprotokollen kamen viele Emotionen hoch. Die teils schmerzhaften Erfahrungen, die manche der InterviewpartnerInnen machen mussten, sowohl auch die Erfahrungen die, die Autorin selbst machen durfte, stimmen sie nachdenklich. Mittlerweile nach all den doch „persönlichen“ Interviews kann die Autorin sehr gut nachvollziehen, warum es zu Segregation bzw. Assimilation kommen kann. Die negativen Erfahrungen, die allerdings teilweise täglich gesammelt werden, führen dazu, dass man versucht weniger mit solchen Menschen in Kontakt zu treten. Dies führt dann weiter wieder zu einer Außenseiter-Stellung der MigrantInnen. Es wirkt fast so, als sei die multikulturelle Identität ein Pendel das ständig zwischen Assimilation und Segregation hin und her pendelt.

Mit dieser Arbeit möchte die Autorin eine Tür öffnen und einen Einblick in eine Welt gewähren, die meist nur MigrantInnen vorbehalten ist. Sie soll zeigen in welchem Zwiespalt manche MigrantInnen sich befinden und das meist 24 Stunden, tagtäglich – ein Leben lang.

V. Literaturverzeichnis

- Albert, G. (2005): Weber-Paradigma. In: Schroer, M. et. Al (Hrsg.) 2009, S. 517–554
- Albrecht, G. (1972): Soziologie der geographischen Mobilität: Zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels. Stuttgart
- Berger, P. L. (1977): Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive. München.
- Berger, P. L./ Berger, B. (1974): Individuum & Co. Soziologie beginnt beim Nachbarn. Stuttgart: DVA
- <http://www.bka.gv.at/site/7216/default.aspx> [eingesehen am 11.02.2011]
- Blumer, H. (1973): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) 1973, S. 80–146
- Bonfadelli, H. (2008): Mit Medien unterwegs. Globale Medien und kulturspezifische Nutzung. In: Theunert, H. (Hrsg.): Interkulturell mit Medien. Die Rolle der Medien für Integration und interkulturelle Verständigung. München: kopaed
- Burgess, E. W./ Locke, H. J. (1945): The Family. From Institution to Companionship. New York: American Book Company
- Burkart, R. (2002): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 4. überarb. Aufl., Wien, Köln, Weimar
- Carstens, U. (2005): Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Biografie. Norderstedt: Books on Demand
- Castles, S. (1993): Migrations and Minorities in Europe. Perspectives for the 1990s - Eleven Hypotheses. In: Wrench/Solomons (Hrsg.), S. 17–34
- Eisenstadt, S. N. (1954): The Absorption of Immigrants. A comparative study based mainly on the Jewish community Palestine and the State of Israel. London
- Elias, N. (1970): Was ist Soziologie? München
- Elias, N. (1986): Figuration; Prozesse soziale; Zivilisation. In: Schäfers, B. (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen.
- Elias, N. (1987): Die Gesellschaft der Individuen. In: Schröter, M. (Hrsg.) Frankfurt/ Main.
- Elias, N. (1990): Zur Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen. In: ders./Scotson (Hrsg.) 1990, S. 7–56
- Fincke, G. (2008): MigrantInnen der zweiten Generation in Europa: "Ausländerproblem", "Parallelgesellschaft" und sozio-ökonomischer "Niedergang"? Eine empirische Analyse am Beispiel Deutschlands mit Hilfe des Mikrozensus 2005. In: Michalowski, I. et al (Hrsg.): Migrations- und Integrationsprozesse in Europa. Vergemeinschaftung oder nationalstaatliche Lösungswege? Wiesbaden: GWV Verlage, S. 191–235
- Fleras, A./ Elliot, J. L. (2002): Engaging Diversity. Multiculturalism in Canada. 2nd edition. Toronto: Nelson
- Geißler, R./ Pöttker H. (2006): Mediale Integration von Migranten. Ein Problemaufriss. In: Ders., Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich. Bielefeld: transcript Verlag
- Graumann, C. F. (1966): Bewußtsein und Bewußtheit. Probleme und Befunde der psychologischen Bewußtseinsforschung. In: Metzger (Hrsg.) 1966, S. 79–127

- Greverus, I.M. (1979): Auf der Suche nach Heimat. München: Beck.
- Griese, H. (1976): Soziologische Anthropologie und Sozialisationstheorie. Weinheim – Basel
- Grundmann, M. (2006): Sozialisation: Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft mbH
- Habermas, J. (1973): Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze. Frankfurt/Main
- Habermas, J. (1976): Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Hall, E.T. (1959): The silent language. Garden City. New. York.
- Hall, E.T. (1969): The hidden dimension. Garden City. New York.
- Heberle, R. (1955): Theorie der Wanderungen. Soziologische Betrachtungen. In: Schmollers Jahr buch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, S. 1–23
- Heilingsetzer, G.C. (2004): Identität = Heimat? Interdisziplinäre Untersuchungen zu scheinbar einfachen Begriffen. Diplomarbeit. Wien
- Henecka, H. P. (2009): Grundkurs Soziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1970): Migration – ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart.
- Hurrelmann, K. (1976): Gesellschaft, Sozialisation und Lebenslauf. Zum theoretischen Stand der sozialwissenschaftlichen Sozialisationsforschung. In: derselbe (Hrsg.) 1976, S. 15–33
- Klima, R. (1975): Soziabilität. In: Fuchs et. al (Hrsg.) 1957, S. 619
- Klima, R. (1975): Verhalten. In: Fuchs et. al. (Hrsg.) 1975, S. 724 ff
- Klima, R. (1975): Wissenschaftssoziologie. In: Fuchs et. al. (Hrsg.) 1975, S. 726 ff
- Kluckhohn, C. und Kelly, W.H.: The concept of culture. In: Freilich, M. (Hrsg.): The pleasures of anthropology, S. 221–248
- Korte, H. (1984): Die etablierten Deutschen und ihre ausländischen Außenseiter. In: Gleichmann et. Al (Hrsg.), S. 261–279
- Kriz, J./Lück, H./ Heidbrink, H. (1987): Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Opladen
- Lee, E. S. (1972): Eine Theorie der Wanderung. In: Szell, S. (Hrsg.) S. 115–129
- Lenk, H. (1978): Handlung als Interpretationskonstruktion. Entwurf einer konstituenten- beschreibungstheoretischen Handlungsphilosophie. In derselbe (Hrsg.) 1978, S. 279–350
- Maletzke, G. (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg
- Maletzke, G. (1996): Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen. Opladen: Westdt. Verl.
- Mayring, P. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 5. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Mayring, P. (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlage und Techniken. 10. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Mertens, C. (2001): Identität - Heimat - Nation. Christdemokratische Annäherung an ein vielschichtiges Thema. In: Mittelschüler - Kartell - Verband der Katholischen farbentragenden Studentenkorporationen Österreichs (Hrsg.): heimat zwischen Weltbürgertum und Nationalismus, S. 43–52. Wien: Feldmann & Wenninger.

- Mijic, A. (2010): Gekommen, um zu bleiben. In: Titton, M. et al (Hrsg.) 2010: Sternstunden der Soziologie. S. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 54–58
- Mühlbauer, K.R. (1980): Sozialisation. Eine Einführung in Theorien und Modelle. München.
- Parin, P. (1996): Heimat, eine Plombe. Rede am 16. November 1994 beim 5. Symposium der Internationalen Erich Fried Gesellschaft für Literatur und Sprache in Wien zum Thema "Wieviel Heimat braucht der Mensch und wie viel Fremde verträgt er". In: Groenewald, S. (Hrsg.): Eva Reden, S. 7–19. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt
- Parsons, T. (1971): Evolutionäre Universalien der Gesellschaft. In: Zapf (Hrsg.) 1971, S. 55–74
- Pelz, H. (1975): Linguistik für Anfänger. Hamburg
- Portmann, A. (1956): Zoologie und das neue Bild vom Menschen. Hamburg.
- Prosser, M. H. (1978): The cultural dialogue. Boston.
- Ronzani, S. (1980): Arbeitskräftewanderung und gesellschaftliche Entwicklung. Erfahrungen in Italien, in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland. Köstein/Ts.
- Schaff, A. (1968): Essays über die Philosophie der Sprache. Wien - Frankfurt - Zürich
- Schmid, E. (2005): Welt zwischen Welten. Über die Konstruktion weiblicher Identität im Spiegel ethnischer Identitätskonstrukte bei jugendlichen Migrantinnen der zweiten Generation in Wien. Wien.
- Schneider, B. / Arnold, A.K. (2004): Türkische Journalisten in Deutschland. Zwischen Integration und Bewahrung. In: Neuber, K./Scherer H. (Hrsg.): Die Zukunft der Kommunikationsberufe. Ausbildung, Berufsfelder, Arbeitsweisen. Konstanz: UVK, S. 245–263
- Schrader, A. (1989): Migration. In: Endruweit/Trommsdorff (Hrsg.), S. 436 ff.
- Schütz, A. (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Ders., Gesammelte Aufsätze. Band 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag. S. 53–69
- Searle, J. (1997): Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Hamburg
- Searle, J. (2001): Intentionalität: Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes.
- Simmel, G. (1992): Exkurs über den Fremden. In: Titton, M. et al (Hrsg.) 2010: Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 58–64
- Simmel, G. (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In: Rammstedt, O. (Hrsg.) Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Soritsch, A. (1975): Ein Versuch zum Thema: Warum verbale Kommunikation? In: Österreichische Monatshefte für ärztliche Fortbildung 1/1975, S. 13–19
- Spitz, R. (2005): Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr. 5. Aufl. Stuttgart: Klett
- Stracke-Mertes, A. (2003): Soziologie. Der Blick auf soziale Beziehungen. 3. überarb. Aufl., Hannover: Vincentz Verlag
- Stuke, J. (2008): Chancen und Problematiken des Sozialisationsprozesses am Beispiel von Migrantinnen und Migranten. Migration von türkischen Familien - Herausforderungen für die Schule. Studienarbeit. Kassel: GRIN Verlag
- Sutter, T. (2005): Vergesellschaftung durch Medienkommunikation als Inklusionsprozess. In: Mai, M. et al. (Hrsg.) 2005, S. 13–33

- Taft, R. (1981): The role and personality of the mediator. In: Bochner, S. (Hrsg.): The mediating person S. 53–88
- Theunert, H. (2008): Interkulturell mit Medien. Die Rolle der Medien für Integration und interkulturelle Verständigung. München: kopaed
- Tönnies, F. (1991): Gemeinschaft und Gesellschaft. (Zuerst 1887, Wiederabdruck der 8. Aufl. von 1935). Darmstadt : WBG
- Treibel, A. (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. In: Hurrelmann (Hrsg.) 1999, 2. überarb. Aufl., München: Juventa
- Treibel, A. (2006): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. In: Schäfers, B. et al (Hrsg): Einführungskurs Soziologie. Band 3. 7. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag
- Treinen, H. (1965): Symbolische Ortsbezogenheit. In: KZfSS 17. Jg./1965, S. 73–97
- Vogt, U. (1979): Evolution und Kommunikation. Eine anthropologische Begründung von Kommunikationsforschung. In: Institute für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universitäten Wien und Salzburg (Hrsg.) 1979, S. 67–85
- Wagner, M. (1989): Räumliche Mobilität im Lebensverlauf. Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration. Stuttgart
- Watzlawick, P./ Beavin, J. H./Jackson, Don D. (1969): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart
- Weber, M. (1921/1980): Soziologische Grundbegriffe. In: Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen. S. 1–30
- Weber, M. (1968): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. In: Winckelmann, V.J. (Hrsg.) Tübingen: Mohr
- Weber, M. (1984): Soziologische Grundbegriffe. 6. Aufl. Tübingen: Mohr
- Wössner, J. (1970): Soziologie. Einführung und Grundlegung. Wien

VI. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1.: Die Intention kommunikativen Handelns (Burkart 2002 : 27).....	4
Abb. 2.: Kommunikation als Verständigungsprozess (Burkart 2002 : 34)	5
Abb. 3.: Verständigung als Schnittmenge von Bedeutungsvorräten (Burkart 2002 : 60).....	10
Abb. 4.: Dimension sprachlicher Zeichen (Pelz 1975 : 210)	11
Abb. 5.: Phylo- und ontogenetische Menschwerdung (Burkart 2002 : 131).....	14
Abb. 6.: Darstellung Bezugsrahmen (Kriz 1986 : 86).....	31
Abb. 7.: Grundschema des egozentrischen Gesellschaftsbildes (Elias 1970 : 10ff.)	47
Abb. 8.: Eine Figuration interdependenter Individuen (Elias 1970 : 10ff.)	47

VII. Anhang

Zusammenfassung

Worin genau unterscheiden sich diese Migrations-Typen? Warum kommt es zu multikulturellen Vergemeinschaftungen bzw. worin unterscheiden sich diese „Migranten“ von den anderen?

Österreich hat sich zu einer multikulturellen Nation entwickelt. Das Hauptinteresse der Autorin liegt hierbei bei den MigrantInnen. Um den Unterschied der einzelnen Migrations-Typen herausfinden zu können, muss zunächst geklärt werden, welche verschiedenen Typen es gibt. Während assimilierende MigrantInnen es vorziehen nichts mehr mit ihrer Herkunftskultur zu tun haben zu wollen, agieren segregative MigrantInnen genau gegensätzlich. Laut PARK ist die Assimilation die unvermeidliche Stufe der Integration. Besonders für die zweite Generation ist es sehr schwer sich selbst zuzuordnen. Sie fühlen sich nirgends zugehörig und erleben es oft zwei Identitäten zu haben oder eine Identität dazwischen. Bei dieser „Shifting-Identity“ scheint es so, dass sie sich von beiden Identitäten entweder trennen oder sich für eine entscheiden müssen, ansonsten kommt es zu einer „Identitätsdiffusion“. In diesem Zusammenhang misst man auch der Gemeinschafts- und Gesellschaftstheorien, Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungstheorien sowie ELIAS'schen Etablierten-„Außenseiter-Figurationen“ und „Wir-Ich-Balancen“ großer Bedeutung zu. Den Medien wird hierbei eine besondere Rolle zugeschrieben.

Denn die globale Medienwelt schafft Vertrautheit in der Fremden. Dank der neuen Medien ist es möglich in Echtzeit mit Personen auf der ganzen Welt in Kontakt zu treten. Dabei kommt die Frage auf, ob diese Tatsache integrationsfördernd ist oder nicht.

Für den empirischen Teil wurden vierzehn Personen mit einem Migrationshintergrund einzeln befragt. Sie alle sind „kulturelle Mischformen“ und glauben meist Gründe zu kennen, warum es zur Assimilation bzw. Segregation kommen kann. Als häufigster Grund für Segregation wurde „Scham“ genannt. Bei der Assimilation geht man davon aus, dass das nur Migranten sein können, denen man ihren Migrationshintergrund nicht ansieht. Diese Interviews bieten sehr interessante Ergebnisse, von absolut gegensätzlichen bis hin zu komplett gleichen Aussagen.

Persönliche Daten

Mitra Kouhkiloui, Bakk.

Geboren am: 29.02.1984 in Wien

Staatsbürgerschaft: Österreich

Ausbildung

seit 2008	Magisterstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien
2004 – 2008	Bakkalaureatsstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien
1999 – 2004	Vienna Business School Handelsakademie Augarten
1998 – 1999	Vienna Business School Handelsakademie Floridsdorf
1994 – 1998	Bundesrealgymnasium Wien I „Schottenbastei“

Studienbegleitende Tätigkeiten / Praktika

01/2009 – 01/2011	PR Consultant PROfessional PR, AGENTUR & EVENT Ulrich Taller
03/2007 – 12/2008	PR Assistenz Dr. Ricki Weiss PR Management & Consulting
08/2004 – 03/2007	Verkäuferin H&M
06/2003	„work experience“ in Bristol (GB) John Lewis
08/2002 07/2001 – 08/2001	Ferialpraxis bei SIEMENS Abteilung Einkauf & Logistik